Die Psychologie großer Heerführer

Der Krieg und die Gedanken der Philosophen und Dichter vom ewigen Frieden

Zwei Vorträge aus der Kriegszeit

von

Professor Dr. Theodor Ziehen

Die Psychologie großer Heerführer

Der Krieg und die Gedanken der Philosophen und Dichter vom ewigen Frieden

Zwei Vorträge aus der Kriegszeit

von

Professor Dr. Theodor Ziehen



Leipzig / Verlag von Johann Ambrosius Barth / 1916

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

Die Psychologie großer Heerführer

(Nach einem Vortrag in der Urania zu Wien im November 1915)

Verehrte Anwesende! Vielleicht hat Sie Ihr Weg früher einmal an das Grab eines großen Eroberers oder Feldherrn geführt — etwa an das Szipionengrab bei der Zypresse vor der Porta San Sebastiano in Rom oder an die Gruft des ersten Bonaparte im Invalidendom in Paris oder in das Grabgewölbe Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche zu Potsdam. Oder Sie haben vielleicht eine Abbildung des halbverwehten Steingrabs des Cyrus bei Murghab auf den Ruinen von Pasargadae in Persien gesehen mit der einfachen Inschrift: ich bin Cyrus, der König, der Achämenide. Dann ergriff Sie wohl ein bewunderndes Grauen, jedenfalls ein ganz anderes Gefühl als etwa in der Fürstengruft zu Weimar vor dem Grab unserer großen Dichter. Nicht nur der Gedanke an die Schrecken der Schlachten bedingt diesen Unterschied, sondern vor allem auch der Gedanke an die Tatkraft, die hier der Tod gebrochen hat. Zu der geistigen Tat kommt die körperliche Tat, das Handeln im eigentlichen Sinne hinzu. Und staunend fragen wir uns, wie in einem Menschengehirn diese wunderbare Verbindung von Energie des Denkens mit Energie des Handelns zustande kommen kann. Doppelt spannend wird dies Problem heute für uns, wo der Krieg aus dem Nebel der Vergangenheit in die Gegenwart eingetreten ist und unser Schicksal zu einem großen Teile von solchen Männern des Gedankens und der Tat abhängt. Wir fragen uns: welche seelischen Vorgänge und Eigenschaften sind für die großen Heerführer, von denen die Geschichte berichtet, charakteristisch?

Die zuständige Wissenschaft für die Beantwortung dieser Frage ist die Psychologie. Aber diese ist hier in einer schwierigen Lage. Sie kann ihre sonst üblichen, bewährten Untersuchungsmethoden zum Teil gar nicht anwenden. Will der Psycholog sonst die seelische Beschaffenheit eines Individuums oder einer Individuengruppe, z. B.

eines bestimmten Berufes feststellen, so geht er, wie man jetzt gewöhnlich sagt, experimentell vor, d. h. er prüft die einzelnen seelischen Fähigkeiten oder Funktionen unter künstlich vereinfachten Bedingungen. Dahin gehören z. B. die experimentell-psychologischen Untersuchungen von Blinden und Tauben, von Rechenkünstlern, von Schachspielern, von Dichtern[1]), von Musikern usf. Zur Erforschung des Seelenlebens großer Heerführer kommt diese Methode nicht in Betracht, wenigstens in absehbarer Zeit nicht. Unsere lebenden Heerführer haben Besseres zu tun, als im psychologischen Laboratorium die Rolle einer Versuchsperson zu spielen. Über die meisten hat überdies die Geschichte ihr endgültiges Urteil, ob sie zu den großen Heerführern wirklich gehören, noch nicht gefällt. Die Psychographie — so nennt man die psychologische Untersuchung einzelner Individuen — ist also hier gezwungen, auf die experimentelle Methode zu verzichten und sich mit der historischen Methode zu begnügen. Statt aus den Ergebnissen einer experimentellen Prüfung der einzelnen seelischen Tätigkeiten auf synthetischem Wege das Gesamtbild des Seelenlebens des großen Heerführers zusammenzusetzen, muß sie durch Analyse der vorliegenden historisch-biographischen Daten zu einem tieferen Verständnis dieses Seelenlebens zu gelangen suchen. Daß auch dieser Weg zum Ziel führen kann, beweisen zahlreiche wohlgelungene Psychographien großer Männer — Dichter, Staatsmänner usf. —, deren Leben ganz der Geschichte angehört und zumeist in eine Zeit fällt, in der es überhaupt noch keine experimentelle Psychologie gab. Dabei behalten wir uns allerdings vor, die Ergebnisse der experimentellen Psychologie, wie sie an anderen Personen gewonnen worden sind, allenthalben bei unserer Analyse in der ausgiebigsten Weise zu verwerten. Wir nehmen, kurz gesagt, die Analyse doch vom Standpunkt der modernen Psychologie vor; liegt es doch auf der Hand, daß z. B. die experimentell-psychologischen Erfahrungen, welche wir über die kombinierende Tätigkeit überhaupt und speziell etwa diejenige des Schachspielers gesammelt haben[2]), nicht ohne Be-

[1]) Vgl. z. B. Ed. Toulouse, Emile Zola, Enquête médico-psychologique etc., Paris 1896, namentlich S. 167 ff.

[2]) Vgl. z. B. A. Binet, Psychologie des grands calculateurs et joueurs d'échecs, Paris 1894.

deutung für die psychologische Zergliederung der strategischen Kombinationen des Heerführers sein werden.

Wenn wir nun also den historischen Weg einschlagen, so stoßen wir sofort auf die Frage, welche Auswahl wir unter den zahlreichen Heerführern, von denen die Geschichte berichtet, treffen wollen. Daß die jetzt noch lebenden, insbesondere also auch die im jetzigen Kriege tätigen Heerführer ausscheiden, haben wir schon festgesetzt. Indes auch die Auswahl unter den Heerführern der Vergangenheit bietet große Schwierigkeiten. Welches Kriterium haben wir für die „Größe" eines Heerführers? Welchen Maßstab sollen wir anlegen? Wo sollen wir die Grenze ziehen? Offenbar empfiehlt es sich angesichts dieser Zweifel die Auswahl sehr einzuschränken, also die Grenze sehr eng zu ziehen. Wir werden nur solche Heerführer für die Aufstellung unseres allgemeinen Bildes verwerten, deren militärische Größe ganz unzweifelhaft feststeht.

Insbesondere werden wir u. a. auch trotz großer kriegerischer Erfolge solche Heerführer ausscheiden, deren Wirken mehr auf allgemein menschlichen Eigenschaften, also, kurz gesagt, auf ihrer Persönlichkeit beruht hat, deren spezifisch militärische Begabung aber doch angezweifelt wird. Die Bedeutung solcher allgemeinen Eigenschaften für den Erfolg soll damit gar nicht in Abrede gestellt werden, wir scheiden diese Heerführer nur deshalb aus, weil solche Eigenschaften nicht spezifisch militärisch sind und auch tatsächlich bei vielen der größten Heerführer gefehlt haben. So werden uns z. B. weder Blücher noch Heinrich IV. von Frankreich noch viele andere begegnen, weil ihre kriegerischen Erfolge — wenigstens nach der Meinung vieler Geschichtsforscher — nicht wesentlich durch eine geniale militärische Begabung bedingt waren.

Lassen Sie uns ferner auch alle diejenigen ausschließen, deren Verdienste um die Feldherrnkunst lediglich auf theoretischem Gebiet liegen, mögen diese Verdienste im übrigen noch so groß sein! Zu den wesentlichen Eigenschaften eines großen Heerführers gehören auch ganz bestimmte Eigentümlichkeiten des Gefühls- und Willenslebens, der theoretische Verstand allein genügt nicht. Wir werden also z. B. Karl von Clausewitz, mit Scharnhorst u. a. eines der hervorragendsten Mitglieder der preußischen „Militärreorganisations-

kommission" vom Jahre 1807, trotz seiner fast unübertroffenen theoretischen Werke über die Theorie des Krieges nicht als großen Heerführer verwerten, weil das Schicksal ihm die Gelegenheit zu praktischer selbständiger Heerführung im Kriege versagt hat.

Dagegen haben wir keine Ursache, uns etwa lediglich auf die Neuzeit oder etwa gar auf die letzten beiden Jahrhunderte zu beschränken. Es ist allerdings richtig, daß die Mittel und Bedingungen der Kriegführung sich seit dem Altertum ungeheuer verändert haben. Wenn sich Hannibal noch selbst, verkleidet und mit falschem Haar, auf Auskundschaftung begab, wenn Alexander sich an der Spitze des Agema seiner Ritter in den Strom stürzte und, kenntlich am weißen Helmbusch, als Vorderster die Perser angriff, so wäre heute ein solches Verhalten lächerlich oder frevelhaft. Napoleon I. hat in diesem Sinne gelegentlich einmal geradezu erklärt: „il faut changer la tactique de la guerre tous les dix ans, si l'on veut conserver quelque supériorité". Indes das schließt nicht aus, daß die geistigen Prozesse und Fähigkeiten, welche sich in der Verwertung dieser wechselnden Bedingungen und der Anpassung zweckmäßiger Mittel bekunden, im wesentlichen dieselben geblieben sind. Gerade unsere Untersuchungen werden dies mit voller Bestimmtheit ergeben, und derselbe Napoleon hat daher auch andererseits mit großer Bestimmtheit erklärt: „la guerre a toujours été la même", und zwar gerade auch im Hinblick auf die Kunst des Feldherrn. Gewisse Feldherrneigenschaften sind wohl überflüssig geworden, aber gerade diejenigen Eigenschaften, die den großen Heerführer ausmachen, sind nahezu dieselben geblieben.

Daß wir übrigens gelegentlich auch schlechte Heerführer zum Vergleich, gewissermaßen im Sinne eines photographischen Negativs, heranziehen dürfen, ist selbstverständlich. Erst dadurch wird unser psychologisches Bild des großen Heerführers vervollständigt und gesichert.

Nicht weniger Schwierigkeiten wie die Auswahl der Personen macht die Sichtung der Überlieferung. Haß, Neid, Bewunderung, nationaler Stolz haben die Bilder der Persönlichkeit der großen Feldherrn in ungeheuerlichstem Maße entstellt und verhüllt. Selbst die Heerführer der letzten 150 Jahre sind der Legendenbildung nicht

entgangen. Unzählige Anekdoten führen das Urteil irre. Selbstverständlich haben wir bei unserer rein wissenschaftlichen Untersuchung von allen solchen unverbürgten Erzählungen abzusehen und lediglich die bei einer scharfen Kritik der Überlieferung sich als wohlverbürgt erweisenden Tatsachen zu berücksichtigen.

Besonders wertvoll sind uns die eigenen Äußerungen, schriftliche oder mündliche, großer Feldherrn über ihre inneren Vorgänge, sie mögen in Briefen, Reden, Gesprächen oder Memoiren oder speziellen Abhandlungen über die Kriegskunst niedergelegt sein. Indes auch bei der Verwertung dieses Materials ist große Vorsicht geboten. Der Zweck bei der Abfassung der Briefe, Memoiren usf. und bei den Äußerungen in Reden und Gesprächen bedingt allzuoft eine unbewußte und noch öfter eine bewußte Entstellung der Tatsachen. So wertvoll also z. B. die Angaben und Urteile eines Bonaparte für uns sein werden, wenn sie tatsächliche Verhältnisse betreffen, die zu seiner Person in keiner Beziehung stehen, so wertlos werden sie, wenn bei der Abfassung irgendwie an die Möglichkeit zu denken ist, daß der Wunsch irgend einen Zweck zu erreichen, z. B. eine günstigere Beurteilung des eigenen Charakters oder Talentes oder der eigenen Leistungen, im Spiele sein könnte. Unbedingte Aufrichtigkeit in der Darstellung und objektive Klarheit in der Auffassung der eigenen seelischen Vorgänge ist so extrem selten, daß wir sie auch bei den großen Heerführern der Geschichte nur ganz ausnahmsweise erwarten dürfen.

Zum Schluß dieser methodologischen Vorbemerkungen muß ich es kurz rechtfertigen, wenn ein Psychologe, ein Nicht-Militär es unternimmt, über die Psychologie des Heerführers zu sprechen. Sie werden befremdet fragen, ob theoretische Studien den Mangel jeder praktischen Erfahrung im Militärdienst und insbesondere auch im Kriege ersetzen können. Darauf ist zu antworten, daß allerdings der militär- und kriegsunerfahrene Psychologe niemals imstande wäre, die in Rede stehende Aufgabe zu leisten, wenn sie nicht nach ihrer militärischen Seite schon fast vollständig von Militärschriftstellern gelöst wäre. In dem hinterlassenen Werk von Clausewitz, betitelt „Vom Krieg“, in den Abhandlungen von Moltke, Verdy du Vernois, v. Schlichting und vielen anderen — um nur einige deutsche Autoren zu

nennen — ist die militärische Aufgabe des Heerführers so klar und ausführlich dargestellt worden, daß in dieser Richtung kaum noch etwas zu tun bleibt und auch dem nicht-militärischen Laien ein volles Verständnis möglich ist. Um so dringlicher ist aber nunmehr die wissenschaftlich-psychologische Aufgabe. So wertvoll das von den Militärschriftstellern beigebrachte Material ist, so unvollkommen ist naturgemäß seine psychologische Verwertung. Sie geht in allen mir bekannten Schriften nirgends über eine sehr anfechtbare und oberflächliche Popularpsychologie hinaus. Die Aufgabe des Psychologen ist also heute nicht nur erfüllbar, sondern auch dringlich.

Sehr rasch wäre diese Aufgabe, zu deren Lösung wir uns nunmehr wenden, gelöst, wenn es eine bestimmte spezifische, nicht weiter zerlegbare Spezialbegabung für Feldherrnkunst etwa nach Art des musikalischen Gehörs oder im Sinne einer bestimmten, womöglich gar im Gehirn und im Schädel lokalisierbaren Seelenfähigkeit gäbe. Sie wissen aber, daß die heutige wissenschaftliche Psychologie mit guten Gründen nicht nur die großen Seelenvermögen überhaupt, sondern auch jene kleinen phrenologischen Seelenfähigkeiten verworfen hat und überall eine genaue Untersuchung und Analyse der Seelenprozesse selbst verlangt. Wir werden von vornherein zu erwarten haben, daß auch die Begabung, welche den großen Heerführer kennzeichnet, auf der hervorragenden Entwicklung zahlreicher seelischer Funktionen bzw. Tätigkeiten beruht, daß also das Feldherrntalent ein äußerst zusammengesetztes Gebilde ist. Unsere Aufgabe wird es daher sein, alle die einzelnen Faktoren, welche bei dieser Zusammensetzung beteiligt sind, aufzusuchen.

Sie werden vielleicht, bevor wir zu dieser Analyse schreiten, die Frage einwerfen, ob nicht auch bestimmte körperliche Eigenschaften für den großen Heerführer unerläßlich sind. Früher mag dies der Fall gewesen sein, in neueren Zeiten ist körperliche Kraft und Gewandtheit, ja selbst körperliche Gesundheit für den Feldherrn durchaus nicht unentbehrlich. Es ist mir sogar aufgefallen, wie oft in den Biographien großer Feldherren über körperliche Schwäche berichtet wird. Prinz Eugen sollte ursprünglich Theologe werden und wurde deshalb und wegen seines kleinen, zierlichen Körpers von Ludwig XIV. verächtlich das „Äbtchen" genannt; ja, der Eintritt in das Heer

wurde ihm wegen seiner Schwächlichkeit lange verweigert. Selbst der Reitergeneral Zieten, der allerdings nicht zu den großen Heerführern im engeren Sinne gehört, war auffällig klein und schwächlich. Von Moltke sagte man in späteren Jahren: würde man ihn in Zivil stecken, so könnte man glauben, einen alten Professor der Mathematik oder der Philosophie vor sich zu haben.

Bei der psychologischen Analyse selbst schlage ich Ihnen vor, in der Weise vorzugehen, daß wir an der Hand eines einem anderen, aber einigermaßen ähnlichen Gebiete entnommenen, besonders einfachen Vergleichsbeispiels die einzelnen Seelentätigkeiten systematisch vornehmen und ihre Bedeutung für das Feldherrntalent feststellen. Wir haben dabei den Vorteil, daß wir anschaulich und übersichtlich das seelische Bild des großen Heerführers vor uns gewissermaßen entstehen sehen und unserer Untersuchung auch eine gewisse Vollständigkeit sichern. Als solches Beispiel, das uns als Leitfaden dienen soll, wähle ich einen Schachspieler. Sie werden zwar aus dem weiteren Verlauf unserer Untersuchung ersehen, daß die Analogien zwischen Schachspiel und Heerführung durchaus nicht so weit reichen, als man dies zuweilen angenommen hat. Immerhin sind sie aber doch so erheblich, daß die psychischen Vorgänge im Schachspieler uns bei unserer Untersuchung als Wegweiser dienen können. Der Schachspieler sieht das Schachbrett und auf ihm die Figuren in bestimmten Stellungen, seine Phantasie vergegenwärtigt ihm neue Stellungen mit allen ihren Folgen, er wägt diese Folgen gegeneinander ab und kombiniert danach seine Züge. Bei diesem ganzen Prozeß sind nach- und nebeneinander die verschiedensten Seelenfunktionen beteiligt, und fast dieselben kehren auch bei der Tätigkeit des Feldherrn wieder, freilich zum Teil mit tiefgreifenden Abänderungen.

Das erste, was unser Schachspieler — abgesehen von dem einfachen Sehen der Figuren und der Kenntnis der Spielregeln, welche keine besondere Begabung erheischt — braucht, ist offenbar Gedächtnis. Er muß, wenn er sich die bei einer gegebenen Stellung für ihn selbst und seinen Gegner in Betracht kommenden Züge mit ihren von Zug zu Zug sich mehrenden Varianten überlegt, alle diese Varianten mit scharfem Gedächtnis auseinander halten, um sich alle schließlich lückenlos vergegenwärtigen und danach über den eigenen

Zug entscheiden zu können. Da er bei diesen Vorausberechnungen die Figuren nicht entsprechend verschieben darf, ist er in der Tat fast ganz auf sein Gedächtnis angewiesen, und nur insofern findet sein Gedächtnis einige Unterstützung, als er wenigstens das Schachbrett als Operationsfeld vor sich hat und auch die Ausgangsstellung, an die sich seine Vorausberechnungen anknüpfen, sieht. Ganz Ähnliches kommt nun auch bei dem Feldherrn in Betracht. Mag er auch durch schriftliche Aufzeichnungen, Karten, fortlaufende Erkundigungen bei Untergebenen usf. seinem Gedächtnis ausgiebig nachhelfen können, schließlich muß, wenn er seine Pläne aufstellt und Entschlüsse faßt, in seinem Gedächtnis ein Gesamtbild der Situation und ihrer zahllosen Veränderungsmöglichkeiten fixiert sein, das die Unterlage für sein ganzes Handeln liefert.

Nun ist das Gedächtnis durchaus nicht etwa ein einheitliches besonderes Seelenvermögen, sondern, wie schon Gall unbeschadet seiner sonstigen verkehrten psychologischen Anschauungen richtig lehrt, ein Merkmal, das den verschiedensten seelischen Tätigkeiten zukommt. Es gibt fast ebenso viele Gedächtnisse, als es seelische Tätigkeiten gibt. Wir unterscheiden ein optisches Gedächtnis, d. h. ein Gedächtnis für Gesichtseindrücke, ein akustisches usf. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei dem Heerführer das optische Gedächtnis die Hauptrolle spielt. Die optische Vergegenwärtigung des Terrains, der Marschlinien, der Heeresteile ist entscheidend für die richtige Auswahl seiner Maßnahmen.

Und wir müssen alsbald dies optische Gedächtnis noch etwas näher bestimmen. Bei dem Feldherrn wird es sich in den meisten Fällen nicht um eine einfache Reproduktion von früher Gesehenem handeln. Viele Schlachten werden auf Gebieten geschlagen, die der Heerführer früher niemals oder nur ganz oberflächlich und teilweise gesehen hat. Eine ausschließliche Gedächtnisleistung, eine Reproduktion im engeren Sinne, reicht nicht aus. Er muß auf Grund desjenigen, was er mit eigenen Augen gesehen hat und sieht, auf Grund der Meldungen, die einlaufen, auf Grund der Karten, die ihm vorliegen, sich ein Bild der Situation zusammensetzen. Selbstverständlich sind dazu zahlreiche einzelne Gedächtnisleistungen erforderlich, aber zu diesen und über diese hinaus muß eine zusammensetzende

Tätigkeit, wie wir wissenschaftlich sagen: eine Synthese hinzukommen, welche aus allen diesen Einzeldaten ein Gesamtbild herstellt. Wir wollen diesen Prozeß auch als optische Phantasie bezeichnen, und noch spezieller als reproduktive oder rezeptive optische Phantasie, um sie von der produktiven oder schöpferischen Phantasie zu unterscheiden, die uns erst später beschäftigen wird. Die reproduktive Phantasie kombiniert ihr Bild einer Landschaft, einer Heeresaufstellung ganz nach Anweisung der zu ihrer Kenntnis gelangten Tatsachen, sie kombiniert nichts Neues hinzu; die produktive Phantasie denkt sich neue Heeresstellungen, neue Situationen aus.

Wie wichtig schon die reproduktive optische Phantasie für den großen Heerführer ist, geht aus zahlreichen Schlachtberichten hervor. Ich will Ihnen hier nur zum Beweis eine sehr charakteristische Äußerung Friedrichs des Großen über Zieten anführen, der sicher nicht zu den großen Heerführern in unserem Sinne gehört und dessen Begabungsmangel Friedrich der Große sehr scharf erkannt hat. Er sagt wörtlich folgendes: „Ich habe meinen wachsamen Zieten ... Vor allem hat er eine ganz singuläre Eigenschaft: wenn er das Terrain nicht gesehen hat, ist er nicht imstande eine einigermaßen ausreichende Disposition zu entwerfen; wenn er das Terrain aber gesehen hat, macht er ausgezeichnete Dispositionen, und zwar mit einer Schnelligkeit, Genauigkeit und Richtigkeit, welche in Erstaunen setzt. Er braucht nur einen Augenblick, um zu sehen und sich zu entscheiden[1])." Wir können diese Kritik kurz dahin zusammenfassen, daß Zieten die „optische reproduktive Phantasie" fehlte, ganz im Gegensatz zu Friedrich dem Großen selbst, bei dem gerade diese reproduktive Phantasie besonders hoch entwickelt war. Als im Jahre 1758 Friedrich der Große Olmütz belagerte, scheiterte diese Belagerung bekanntlich daran, daß General Laudon (damals noch Generalmajor) den Transport von 4000 Wagen, den Friedrich der Große erwartete und den Zieten decken sollte, abfing. Die Militärschriftsteller streiten, soweit ich sehe, noch heute darüber, wie weit Zieten an diesem für den damaligen Verlauf des Krieges äußerst

[1]) G. Winter, Hans Joachim v. Zieten, Leipzig 1886.

wichtigen Ereignis Schuld trägt [1]). Ich kann mich bei wiederholtem Durchstudieren der Originalberichte des Gedankens nicht erwehren, daß jener bestimmte von Friedrich hervorgehobene Mangel in der Feldherrnbegabung bei Zieten hier eine Rolle gespielt hat.

Wir können sogar noch einen Schritt weiter gehen und diese reproduktive optische Phantasie noch schärfer bestimmen. Es kommt bei derselben nämlich speziell auf die räumlichen Eigenschaften der Gesichtsvorstellungen an. Langwierige experimentelle Untersuchungen bei Kindern und Erwachsenen haben mir gerade in den letzten Jahren gezeigt, daß das Gedächtnis für Farben und das Gedächtnis für räumliche Eigenschaften (Formen, Längen) durchaus nicht Hand in Hand gehen. Jenes kann ausgezeichnet und dieses sehr schlecht entwickelt sein und umgekehrt. Für den Feldherrn kommt begreiflicherweise nur das räumliche Gedächtnis und die räumliche Phantasie in Betracht. So werden Sie es verstehen, daß Clausewitz in seinem schon erwähnten Werk vom Kriege den „Ortssinn", d. h. „das Vermögen sich schnell von jeder Gegend eine geometrische Vorstellung zu machen" wörtlich geradezu als die „wichtigste Feldherreneigenschaft" bezeichnete und auch selbst bereits als „einen Akt der Phantasie" auffaßte [2]). De Bourrienne berichtet uns von Napoleon I. ausdrücklich, daß sein Gedächtnis für Eigennamen, Worte und Daten sehr schlecht, dagegen für Tatsachen und Örtlichkeiten ausgezeichnet war.

Dabei liegt auf der Hand, daß die räumliche Phantasie früher noch eine erheblichere Rolle spielen mußte als jetzt, da heute durch Karten, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, die räumliche Phantasie bei ihrer Tätigkeit ersetzt wird. Bedenken Sie, daß z. B. im siebenjährigen Krieg nur kleine Übersichtskarten existierten und ohne ortskundige Führer die Heere überhaupt nicht bewegt werden konnten! Montecuccoli vergleicht im 17. Jahrhundert die Wegweiser sogar mit den Augen im Körper des Tieres [3]). Selbst zur Zeit Napoleon I. war es noch nicht viel besser. Die üblichen Karten der Feldherren hatten damals den Maßstab 1:200000, die Karte von Rußland den

[1]) Auch bezüglich der Schlacht bei Kollin bestehen ähnliche Meinungsverschiedenheiten.

[2]) Vom Kriege, hinterlass. Werk, Berlin 1832, Teil 1, S. 76 ff.

[3]) Ausgew. Schriften, Wien-Leipzig 1899, Bd. 2, S. 238.

Maßstab 1:500000[1]). Oft fehlten die Karten sogar ganz, so daß z. B. Lannes zu Beginn des Feldzuges den Kaiser Napoleon ausdrücklich um eine Karte bitten mußte, da „er keine habe". Die räumliche Phantasie des Feldherrn war also damals fast ganz auf sich selbst angewiesen, d. h. auf das Vorstellungsbild, das der Feldherr sich auf Grund von Meldungen usf. in seinem Kopf zusammengesetzt hatte. Der Feldherr glich — wenn wir zu unserem Vergleichsbeispiel einen Augenblick zurückkehren wollen — damals gewissermaßen dem Blindlingsspieler im Schach, der nicht einmal Brett und Figuren vor sich sieht. Daß aber auch noch heute die besten Karten die Tätigkeit der räumlichen Phantasie nicht ersetzen können, ergibt sich aus der einfachsten Überlegung. Der Feldherr muß die Daten der Karte in anschauliche Vorstellungen umsetzen. Die taktische und strategische Kombination, von der wir alsbald sprechen werden, ist, wenn sie Großes leisten soll, auf eine gewisse sinnliche Lebhaftigkeit der räumlichen Anschauungen angewiesen, die eben von jener räumlichen optischen Phantasie abhängig ist.

Es scheint mir, daß auch einige andere auffällige Züge im Seelenleben großer Heerführer mit dieser Bedeutung der räumlichen Phantasie zusammenhängen. So ist mir aufgefallen, wie oft in diesen Biographien in der Schulzeit das Interesse für Geographie — neben demjenigen für Geschichte — hervorgehoben wird. Bekannt ist z. B., wie lebhaft Moltke sich für Erdbeschreibung interessierte[2]). Auch seine Beschreibung einer Riesengebirgswanderung verrät eine ungewöhnliche Gabe der Auffassung von landschaftlichen Verhältnissen. Ebenso gehört das Talent und Interesse für Zeichnen, das uns bei vielen großen Feldherren begegnet, wahrscheinlich hierher.

---

[1]) Vgl. z. B. v. Freytag-Loringhoven, Die Heerführung Napoleons in ihrer Bedeutung für unsere Zeit, Berlin 1910, S. 64.

[2]) Allerdings ist dabei auch die Anregung in Betracht zu ziehen, welche er von dem Geographen K. Ritter empfing. Vgl. auch Fr. Nippold, Erinnerungen a. d. Leben des Gen.-Feldmarschalls H. v. Boyen, Leipzig 1889—1890, Bd. 1, S. 7. Der Kriegsminister v. Roon, der allerdings kaum zu den großen Heerführern in unserem Sinne gerechnet werden kann, hat sogar selbst bedeutende geographische Werke verfaßt, z. B. 1832 Grundzüge der Erd-, Völker- u. Staatenkunde (1849 in 3. Aufl. erschienen). Vgl. seine Denkwürdigkeiten, Breslau 1892 (2. Aufl.), Bd. 1, S. 57.

Lassen Sie uns nunmehr eine Stufe höher steigen auf der Leiter der seelischen Prozesse, aus welchen das Handeln des Feldherrn hervorgeht! Unser Schachspieler gibt uns wieder den Leitfaden an die Hand. Für den genügt es nicht, daß er mit scharfem Gedächtnis und lebhafter Phantasie sich alle möglichen Stellungen und Züge vorstellt. Wollte er nur diese Arbeit leisten, so käme er bei der unendlichen Zahl der Möglichkeiten, die sich schon im Bereich weniger Züge ergeben, mit dem Vergegenwärtigen der Möglichkeiten nie zu einem Ende und nie zu einem Entschluß, geschweige denn zu dem zweckmäßigen. An dieser Stelle muß eine andere Geistestätigkeit eintreten, welche über der einfachen Reproduktion und der reproduktiven Phantasie steht, welche sich also nicht darauf beschränkt, selbsterlebte zusammengesetzte Situationen einfach in der Vorstellung zu wiederholen oder Situationen gemäß bestimmten Anweisungen zusammenzusetzen. Wir wollen diese neue Tätigkeit als „produktive" Phantasie oder als „Kombination" — im prägnanten Sinne der Neukombination — bezeichnen[1]). Im Anschluß an Wundt kann man auch von einer „schöpferischen Synthese" sprechen[2]). Sie ist es, welche den begabten Schachspieler von dem unbegabten, höchstens geübten — routinierten — Schachspieler unterscheidet.

Das wesentliche Moment bei dieser produktiven Geistestätigkeit ist in dem Fall des Schachspielers ziemlich leicht zu erkennen. Aus der Vorstellung der gegebenen Figurensituation ergeben sich zahlreiche zusammengesetzte Vorstellungen: einmal von Bedrohungen, denen meine Figuren von seiten der feindlichen ausgesetzt sind, und zum zweiten von Bedrohungen der feindlichen Figuren, die ich mit meinen Figuren ausführen kann. Und mit diesen zweifachen Bedrohungsvorstellungen verbinden sich weiter neue Vorstellungen der Abwehr, d. h. Vorstellungen der Verteidigungszüge, die mir gegenüber der Bedrohung von seiten des Gegners und dem Gegner gegenüber der Bedrohung von meiner Seite möglich sind. Auch beziehen sich alle diese zusammengesetzten Vorstellungen nicht etwa nur auf einen, nämlich den unmittelbar bevorstehenden Zug, sondern sie umfassen meistens

[1]) Vgl. meinen Leitf. d. phys. Psychol., 10. Aufl., Jena 1914, S. 252ff. u. 352ff.

[2]) System der Philosophie, 3. Aufl., Bd. 2, Leipzig 1907, S. 172.

eine ganze Reihe von Zügen. Die Kombination des Schachspielers betrifft einen ganzen Angriffs- und Verteidigungsplan. Es kann nun selbstverständlich nicht die Rede davon sein, daß der Schachspieler etwa alle Zugmöglichkeiten durchprobiert, alle miteinander vergleicht und danach die vorteilhafteste auswählt. Zu einem solchen vollständigen mechanischen Durchprobieren aller Möglichkeiten würde, wie schon hervorgehoben, ein wochenlanges Überlegen erforderlich sein. Die Kombination greift vielmehr allenthalben unter den unzähligen Möglichkeiten einige relativ wenige heraus, die im Sinn einer erfolgreichen Bedrohung oder Abwehr in Betracht kommen. Jeder Schachspieler, der die allerersten Anfangsgründe des Schachspieles hinter sich hat, wird bestätigen, daß diese Kombination allenthalben — abgesehen von sogenannten Zwangszügen — sein Spiel beherrscht.

Die wissenschaftliche Psychologie bestätigt in der Tat auch durchaus, daß ein solcher Kombinationsprozeß in unserem Seelenleben eine Hauptrolle spielt. Sie weist nach, daß in etwas abgeänderter, zum Teil erheblich abgeänderter Form dieselbe Kombination auch bei der künstlerischen Produktion, der philosophischen Spekulation, der mathematischen Überlegung wie überhaupt bei jeder wissenschaftlichen Tätigkeit wiederkehrt, und daß sie auch bei dem fortgesetzten Planen auf dem alltäglichen Markt des Lebens, bei dem Planen eines Geschäftes, eines Ausfluges, einer Reise durchweg beteiligt ist. Besonders wichtig für uns ist namentlich auch die Feststellung der Psychologen[1], daß diese Kombination durchaus nicht etwa ein langsam, bewußt Stück für Stück sich vollziehendes Zusammensetzen ist, sondern daß es sich wirklich, wie wir schon bei dem Schachspieler sahen, um eine schöpferische Synthese handelt in dem Sinne, daß unverhältnismäßig plötzlich vor dem geistigen Auge des Schachspielers, des Künstlers, des Gelehrten ein zusammengesetzter neuer Gedanke steht. Sehr oft sind wir gar nicht imstande, seinen Entstehungsweg rückwärts zu verfolgen. Er springt aus der gegebenen Situation — also der Figurenstellung, der mathematischen Problemstellung usf. — scheinbar unvermittelt, fast einem Einfall ähnlich hervor. Die Selbst-

[1]) Man vergleiche auch B. Erdmanns Erörterungen über „hyperlogisches" intuitives Denken, Logik Bd. 1, 2. Aufl., Halle 1907, S. 4.

beobachtungen von Künstlern und Gelehrten lassen hierüber keinerlei Zweifel, und gerade für den **großen** Künstler und Denker ist dies Hervorspringen neuer Gedanken aus einer unbewußten Gehirntätigkeit besonders charakteristisch. Sie können auch ohne Schwierigkeit die Richtigkeit dieser Sätze nachprüfen, indem Sie sich z. B. selbst bei dem Schach oder einem anderen nicht ganz geistlosen Spiel beobachten. Die meisten Pläne, welche Sie bei sich selbst beobachten, sind in ihren Grundgedanken eine unverhältnismäßig plötzliche Leistung, nur die Ausarbeitung des Planes im einzelnen läßt sich als ein langsamer Prozeß von Etappe zu Etappe bequem verfolgen.

Ob diese merkwürdige geistige Tätigkeit sich auf die Bedingungen der sogenannten Assoziationsgesetze restlos zurückführen läßt oder zur Annahme einer frei auswählenden Seelentätigkeit zwingt, muß hier unerörtert bleiben. Uns genügt an dieser Stelle die Tatsache, daß solche Prozesse, wie wir sie eben gekennzeichnet haben, in unserer produktiven Denktätigkeit eine dominierende Rolle spielen.

Offenbar ist diese produktive Phantasie oder Kombination[1]) auch von der allergrößten Bedeutung in dem Seelenleben des großen Heerführers. In einem gewissen Gegensatz zu Clausewitz können wir sogar sagen: die räumliche reproduktive Phantasie, der Clausewitzsche Ortssinn, stellt nur eine unerläßliche Vorbedingung, eine Conditio sine qua non dar, ohne die ein großer Heerführer nicht denkbar ist, dagegen reicht sie bei weitem nicht aus, um einen großen Heerführer zu erzeugen, sie macht sogar nicht einmal den wesentlichsten Bestandteil seiner spezifischen intellektuellen Begabung aus, sondern dieser liegt in der soeben charakterisierten Kombination und zwar, wie wir alsbald feststellen werden, in einer ganz besonderen Abart oder Variante derselben.

Auf der niedersten Stufe der Kriegsführung fällt diese Kombination noch fast ganz mit der **List** zusammen. Clausewitz hat bereits in einleuchtender Weise auseinandergesetzt, daß in der **modernen** Kriegführung die List mehr und mehr relativ bedeutungslos werden mußte[2]).

[1]) Machiavelli bezeichnet sie in seinem Libro dell' arte della guerra direkt als „invenzione" (Lib. VII, ed. Costèro, Milano 1888, S. 224).

[2]) L. c., S. 245. Vgl. über Kriegslisten namentlich auch Friedrich d. Gr., Generalprinzipien des Krieges (Werke, Berlin 1913, Bd. 6, S. 36 ff.).

Nur als ein Nebenhilfsmittel spielt sie auch in den Kriegen der neueren Zeit noch eine Rolle. Die Kriegsgeschichte des Altertums wimmelt von Berichten über erfolgreiche Kriegs- und Schlachtlisten, deren Beglaubigung allerdings sehr oft zu wünschen übrig läßt. Ein ausgezeichnetes Beispiel der Nebenhilfe, welche die List leisten kann, bietet in neuerer Zeit die Schlacht bei Austerlitz. Napoleon wünschte, eine Schlacht auf dem von ihm auserſehenen vorteilhaften Terrain möglichst bald, jedenfalls vor Eintreffen weiterer russischer Reserven herbeizuführen. Zu diesem Zwecke knüpfte er Scheinverhandlungen an, bat den russischen Kaiser um eine persönliche Besprechung und um einen 24stündigen Waffenstillstand, zog seine vorgeschobenen Stellungen in auffälliger Hast zurück, täuschte eine numerische Schwäche seines Heeres vor, indem er es eng zusammenzog, ja sogar nachts die Zahl der Wachtfeuer einschränkte, alles um bei den Feinden den Eindruck zu erwecken, daß seine Lage ungünstig und daß für das österreichisch-russische Heer das Abwarten der russischen Reserven ganz überflüssig sei. Wie Sie wissen, ließen sich die Russen und Österreicher schließlich in der Tat täuschen, griffen an und verloren die Schlacht. Die Nebenrolle, welche die List hier spielt, liegt klar zutage. Die Hauptentscheidung selbst wurde durch Napoleons geschickt kombinierten Schlachtplan herbeigeführt. Die angeführten Listen sind nur Nebenkombinationen, die im Dienst der Hauptkombination stehen, aber in diesem Falle doch so wichtig sind, daß es ohne sie vielleicht gar nicht zur Schlacht gekommen, also die Gelegenheit zur Anwendung der Hauptkombination ausgeblieben wäre.

Weit über die Stufe der List erheben sich bereits die Kombinationen, welche auf die geschickte Modifikation der allgemeinen Kampfweise in einer einzelnen Schlacht oder auch im ganzen Verlauf eines oder mehrerer Kriege hinauslaufen. Ein ausgezeichnetes Beispiel liefert u. a. die berühmte Wagenburgtaktik der Hussiten[1]), deren Erfindung man gewöhnlich Žiška zuschreibt. Die Verwendung von Wagen zum Schutz des Lagers war schon uralt. Wir finden sie z. B. bereits bei den alten Germanen. In dem Hauptkampfe selbst spielten die Wagen jedoch bei diesen noch keine Rolle. Nun fand Žiška eine für seine hussitischen Scharen höchst ungünstige Si-

[1]) Nach Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, Berlin 1907, Bd. 3, S. 506.

tuation vor. Diese setzten sich aus ungenügend bewaffneten Bauern zu Fuß zusammen und sollten gegen gepanzerte Ritter zu Roß fechten. Ziškas geniale Kombination glich diesen Nachteil aus. Die Wagen wurden nicht wie früher hinter der Schlachtordnung aufgestellt, sondern in die Schlachtordnung hineingenommen. Die Hussiten stellten sich unmittelbar hinter den Wagen auf. Die Wagen selbst wurden mit Schutzbrettern, auch zwischen den Rädern, versehen und durch eiserne Ketten verbunden. Später scheint man auch spezielle Wagen konstruiert zu haben. Wenn irgend möglich, wurde die Wagenburg auf einer Anhöhe errichtet. Auch zog man wohl gelegentlich noch einen Graben vor den Wagen. Um diese Wagenburgstellung rasch formieren zu können, soll Ziška auch die mehrzeilige Marschordnung für die Wagen eingeführt haben, offenbar in dem Gedanken, daß eine lang hingezogene Kette einzelner Wagen bei plötzlichen Angriffen des Feindes nicht rasch genug sich zusammenschließen könne. Der Erfolg gab der Ziškaschen Kombination recht. Die feindlichen Ritter mußten von ihren Pferden absitzen, um die Wagenburg angreifen zu können. Zumal, wenn die Wagenburg auf einer Bodenerhebung lag, konnten die Ritter in ihrer schweren Waffenrüstung nur langsam bis an die Wagen herangelangen und waren während dieser Zeit dem Geschoßhagel der Hussiten ausgesetzt. Vor den verketteten Wagen angekommen, erlitten sie bei dem Versuche, die Wagen zu sprengen oder sich zwischen ihnen durchzudrängen oder über sie hinwegzusteigen, neue Verluste. Waren sie dann an Zahl geschwächt und erschöpft, so brachen die Hussiten an einer oder mehreren besonders vorgesehenen Stellen hinter den Wagen hervor und hatten meistens, wenn der richtige Augenblick für diesen Ausfall gewählt wurde, gewonnenes Spiel. Gerade in dieser auch von der modernen Taktik so dringend betonten Verbindung der Offensive mit der Defensive lag die furchtbare Gefahr der Ziškaschen Kampfweise für die deutschen Ritterheere.

In geradezu vorbildlicher Weise tritt uns in diesem Beispiel die vorhin in ihrem psychologischen Charakter geschilderte Kombination in bezug auf die Kampfweise entgegen. Es ist extrem unwahrscheinlich, daß die Hussitenführer erst durch langes Ausprobieren aller Möglichkeiten und monatelanges tüftelndes Überlegen zu dieser kom-

plizierten, wunderbar zweckmäßigen Kombination gelangt sind. Dazu blieb ihnen gar keine Zeit. Sie wären von den deutschen Heeren niedergeworfen worden, bevor sie ihr System ausgeklügelt hätten. Der zweckmäßige Grundgedanke mußte im Sinn einer relativ plötzlichen Kombination, wie wir sie jetzt kennen gelernt haben und allenthalben wiederfinden, aufgetreten sein, mag auch die zweckmäßige Ausgestaltung im einzelnen sich nachträglich langsamer vollzogen haben. Die Hauptleistung fiel dem Faktor zu, der uns bei den Militärschriftstellern immer wieder als „coup d'œil“, als „Blick“ des Feldherren begegnet.

Ein nicht weniger lehrreiches Beispiel, dessen militärische Bedeutung gleichfalls erst von Delbrück aufgeklärt worden ist[1]), bietet uns in der Schlacht bei Crécy im Jahre 1346 Eduard III., König von England, den wir unbedenklich den großen Heerführern der Weltgeschichte beizählen können. Das ihm gegenüberstehende französische Heer unter Philipp VI. war ihm an Zahl der Ritter wahrscheinlich erheblich überlegen, während die Stärke des englischen Heeres vorzugsweise auf den zahlreichen Bogenschützen beruhte. Aller Voraussicht nach hätten, wenn Eduard die übliche Taktik beibehalten hätte, die französischen Ritter, wie Delbrück im einzelnen ausführt, die Bogenschützen ohne allzu erhebliche Verluste überrannt, die Schützen hätten wahrscheinlich im Gefühl ihrer Unterlegenheit gegenüber dem Ritterangriff ihre Schußwaffen gar nicht bis zum letzten Augenblick ausgenutzt, sondern wären geflohen. „Das Genie Eduards III. schuf“ gegenüber dieser Situation „eine neue Taktik, eine Waffenverwendung, wie sie das Mittelalter bis dahin nicht gesehen.“ Er ließ nämlich seine Ritter absitzen und sich zusammen mit den Schützen und Spießknechten zu Fuß aufstellen. Diese für die damalige Zeit unerhörte Maßnahme hatte den vollen Erfolg und führte bekanntlich zu einem glänzenden Sieg der Engländer. Die englischen Bogenschützen bekamen durch die in ihre Reihen eingegliederten Ritter den erforderlichen moralischen Halt, so daß sie standhielten und den französischen Rittern nicht wieder gutzumachende Verluste zufügten. Die charakteristischen, wesentlichen Merkmale der Kombination sind auch hier unverkennbar.

[1]) L. c., S. 464.

Unendlich viel größere Bedeutung gewinnt die Kombination, wenn sie nicht lediglich in der Anpassung der allgemeinen Kampfweise an Streitkräfte und Terrain, sondern in der speziellen räumlichen Verteilung — Aufstellung und Verschiebung — der Truppen besteht. Hier kommt das Zusammenwirken der vorhin besprochenen reproduktiven räumlichen Phantasie mit der produktiven Kombination zur Geltung. Die spezifische Begabung des Feldherrn beruht, soweit intellektuelle Faktoren in Betracht kommen, fast ganz auf diesem Zusammenwirken.

Sie wissen, daß die meisten Militärschriftsteller im Anschluß an Clausewitz zwischen Taktik und Strategie unterscheiden. Erstere ist nach Clausewitz „die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht“, letztere „die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges“ oder, wie wir auch weniger mißverständlich sagen können, zum Zweck des gesamten Feldzuges. Dementsprechend können wir auch zwei Arten der Kombination unterscheiden: die taktische und die strategische Kombination. Die erstere findet ihr Hauptfeld in der einzelnen Schlacht, die letztere in den Heerbewegungen vor, zwischen und nach den Schlachten.

Der psychische Prozeß ist bei der taktischen und bei der strategischen Kombination nicht ganz derselbe. Die taktische Kombination kann meistens an viel bestimmtere, speziellere, anschaulichere Daten eines kleinen Gebietes anknüpfen, während die strategische auf unbestimmteren, allgemeineren, man möchte fast sagen abstrakteren, viel umfassenderen Grundlagen fußt. So wird es verständlich, daß zwar meistens, aber doch nicht absolut immer taktische und strategische Begabung Hand in Hand gehen. Namentlich dürfte ziemlich oft ein hoher Grad taktischer Kombinationsgabe ohne erhebliche strategische vorkommen, während für das Umgekehrte mir sichere, ganz einwandfreie Beispiele zu fehlen scheinen.

Ein besonderes Gepräge bekommt die militärische Kombination, die taktische und noch mehr die strategische, durch eine Reihe von Umständen, die wir jetzt mit berücksichtigen müssen. Sie tritt dadurch auch in Gegensatz zu der Kombination, die wir bei anderen Berufen treffen.

In erster Linie ist hier der besonders scharf von Clausewitz be-

tonte und seitdem in zahllosen Schriften immer wieder genannte „Nebel der Ungewißheit" anzuführen. Die Kombination des Feldherrn wie diejenige des Schachspielers oder des Gelehrten knüpft an bestimmte Daten, bekannte Unterlagen an. Während aber z. B. dem Schachspieler und auch meistens dem Gelehrten diese Daten vollständig gegeben sind, ist dem Feldherrn nur ein Teil, oft nur ein sehr kleiner Teil der Unterlagen ausreichend und sicher bekannt. Drei Viertel derjenigen Dinge, worauf das Handeln im Kriege gebaut wird, sagt Clausewitz, liegen im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit[1]). Wenn man die ausführlichen Berichte großer Schlachten durchforscht, ist man erstaunt, daß gerade einige berühmte große Siege bei einer völligen Verkennung der Stellung und Stärke des Gegners, gewissermaßen unter ganz falschen Voraussetzungen erfochten worden sind. Es ist z. B. nachgewiesen, daß der erste Napoleon in den vielgerühmten italienischen Feldzügen mehrfach dem ursprünglichen Schlachtplan grobe Irrtümer über die feindliche Position zugrunde legte und trotz dieser Irrtümer, nur dank seinen genialen nachträglichen Anpassungen und Korrekturen den Sieg an sich riß. Marengo, Jena und Großgörschen geben hierfür ganz eindeutige Belege. Es ist erwiesenermaßen falsch, wenn Napoleon nachträglich in seinen Bulletins behauptete, er habe beispielsweise in seinem ersten italienischen Feldzuge schon zu Beginn desselben jeden Marsch und jede Schlacht vorausgesehen und vorausberechnet.

Sehr viel aufrichtiger hat Moltke wörtlich erklärt: „völlige Klärung kann nicht abgewartet werden, die wichtigsten Entschlüsse müssen im Nebel der Ungewißheit gefaßt werden." Ja, wohl absichtlich etwas übertreibend, erklärt er einmal: „Alles ist unsicher außer, was der Feldherr an Willen und Tatkraft in sich trägt." Deshalb kommt es, wie wiederum Moltke ausspricht[2]), darauf an, „in lauter Spezialfällen die in den Nebel der Ungewißheit eingehüllte Sachlage zu durchschauen, ... das Unbekannte zu erraten". So bekommt die militärische Kombination des genialen Feldherrn jenen divinatorischen Charakter, der uns bei dem Studium der Kriegsgeschichte — unbeschadet einzelner falscher Ahnungen — so oft in Staunen setzt.

[1]) L. c., Buch 1, S. 57.

[2]) Über Strategie, Milit. Werke, Bd. II, S. 291.

Wenn Moltke geradezu von einem „Wahrscheinlichkeitskalkul" spricht, so dürfen wir dies selbstverständlich nicht so verstehen, als meinte er irgend eine mathematische Berechnung der Wahrscheinlichkeit, sondern, wie der Zusammenhang lehrt, hat er eben jenen kombinatorischen Coup d'œil im Auge, der uns jetzt beschäftigt. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung auch eine Äußerung Napoleons I.: als seine Generale ihn nach einer Schlacht bewundernd fragten, wie er alle Stellungen und Bewegungen des Feindes trotz mangelhafter Berichte so sicher und richtig habe voraussehen können, wußte er nichts anderes zu antworten als: „ich habe über der Karte gebrütet."

Ein zweiter Umstand, der für die Psychologie, speziell für die Kombination des großen Heerführers sehr bezeichnend ist, ist der durchaus individuelle Charakter seiner Kombination. Sie knüpft stets an die ganz speziellen, individuellen Bedingungen des gegebenen Einzelfalls an. Absolute allgemeine Regeln existieren nicht. Hierin unterscheidet sich die Begabung des Feldherrn sehr wesentlich z. B. von der mathematischen. Im übrigen steht sie dieser in vielen Beziehungen nahe. Bonaparte hat einmal ausdrücklich erklärt: „viele dem Feldherrn vorliegende Entscheidungen würden eine Aufgabe mathematischen Kalkuls bilden, der Kräfte eines Newton und Euler nicht unwürdig," und der bedächtige Clausewitz stimmt ihm unbedenklich zu. Jetzt lernen wir auch den Unterschied kennen. Nicht nur fußt der Mathematiker, der ein Problem löst, auf viel festeren, klareren Voraussetzungen, sondern er hat auch immer mit Problemen allgemeinen Charakters zu tun, während der Feldherr stets ein individuelles Problem zu lösen hat. Die Figur, welche sich der Mathematiker bei einer geometrischen Problemstellung zeichnet, ist immer nur ein veranschaulichendes Beispiel für ein ganz allgemeines Problem. Er muß, um letzteres zu lösen, geradezu die individuellen Eigentümlichkeiten der Figur aus seiner Kombination ausschalten. Dem gegenüber gründet der Feldherr seine Kombination gerade auf die Summe der individuellen Eigentümlichkeiten der gegebenen Situation.

So wird es uns auch verständlich, daß erhebliche mathematische Begabung sich keineswegs stets bei großen Feldherrn findet. Beispielsweise können wir dem erheblichen mathematischen Talent des

ersten Napoleon die schwachen Leistungen Friedrichs des Großen in den mathematischen Fächern gegenüberstellen. So unerläßlich eine gewisse mathematische Auffassungsfähigkeit für den Artillerieoffizier und für den Pionieroffizier ist, so wenig bedarf es doch einer hervorragenden mathematischen Begabung, um geniale taktische oder strategische Kombinationen — unbeschadet der Bedeutung der Raumphantasie — auszudenken. In dieser Beziehung steht der Feldherr dem Ingenieur sehr viel näher als dem Mathematiker. Er ist wie der Ingenieur viel mehr Praktiker, und zwar nicht nur, weil er seine Kombinationen in Handlungen umsetzen muß, sondern auch weil er es stets mit konkreten Einzelfällen zu tun hat. Abstrakte allgemeine Regeln spielen eine unverhältnismäßig nebensächliche Rolle. Die Theorie ist nirgends so grau wie in der Kriegskunst. Gerade je höher die Leistungen der taktischen und strategischen Kombination steigen, um so mehr versagt jede Theorie. Daher heißt es z. B. in den unmittelbar unter Moltkes Einfluß entstandenen, zum Teil von ihm selbst verfaßten Verordnungen für die höheren Truppenführer [1]: „Die Lehren der Strategie gehen wenig über die ersten Vordersätze des gesunden Verstandes hinaus; man darf sie kaum Wissenschaft nennen; ihr Wert liegt fast ganz in der konkreten Anwendung." Und 1870 schreibt er: „Sollen die Regeln für den Krieg unter allen Umständen gültig bleiben, so schrumpfen sie zu Axiomen zusammen wie in der Mathematik, daß Gleiches zu Gleichem Gleiches gibt; sollen sie mehr bedeuten, so bildet jedes neue Verhältnis eine neue Ausnahme." Den extremsten Ausdruck hat dieses Fehlen aller allgemeingültigen Regeln in dem Satz von Verdy du Vernois gefunden: im Krieg ist nicht immer $2 \times 2 = 4$ [2].

So unentbehrlich — wie wir noch sehen werden — im übrigen wissenschaftliche Vorbildung im Seelenleben des großen Heerführers ist, so wenig trägt die Kombination des Feldherrn, die uns augenblicklich beschäftigt, einen theoretisch-wissenschaftlichen Charakter. Sie kommt vielmehr zu jener wissenschaftlichen Vorbildung als ein **neues** Moment hinzu.

Daher hat auch kein großer Feldherr sich irgendwie an all-

[1]) Milit. Werke, Bd. II, 2, S. 172.

[2]) Studien über Truppenführung, Berlin 1898, S. 7.

gemeine Regeln, an ein taktisches oder strategisches Schema gebunden. Die schiefe Schlachtordnung Friedrichs des Großen ist von ihm nur bei einem relativ kleinen Teil seiner Siege zur Anwendung gebracht worden. Er sagt selbst: „Bei solchen Gelegenheiten kann man meine schräge Schlachtordnung mit Erfolg anwenden" [1]), spricht also durchaus nicht von einer allgemeinen Regel. Der Zentrumsdurchbruch, den man zuweilen fälschlich als das allgemeine Schema der napoleonischen Schlachten hinstellt, ist in zahllosen Fällen von ihm ganz außer Betracht gelassen worden. Moltke hat sich selbst dagegen verwahrt, daß man seine Strategie und Taktik vor bzw. bei Königgrätz etwa als allgemeines Dogma hinstelle [2]). In Frankreich war durch Jomini [3]) und andere die falsche Meinung aufgekommen, daß Napoleon im allgemeinen an einer bestimmten Theorie festgehalten habe und daß man ihn hierin nachahmen müsse. Erst in den letzten zehn Jahren hat man dort diese Auffassung korrigiert, und der General Bonnal soll z. B. 1902 ausdrücklich betont haben, daß diese Lehre einen ungünstigen Einfluß auf das französische Heer habe.

Aus dieser relativen Bedeutungslosigkeit der allgemeinen Theorie gerade für die höchsten Aufgaben der Taktik und Strategie erklärt es sich wohl auch, daß gerade die genialsten Feldherrn trotz ausreichender literarischer Begabung und ausreichender Muße uns keine großen theoretischen Werke über die Kriegskunst hinterlassen haben. Napoleon I. hatte geplant und versprochen ein solches Werk zu schreiben: es ist nicht über Bruchstücke hinausgekommen. Moltke hat uns über allgemeine Fragen der Kriegskunst nur kleine einzelne Aufsätze hinterlassen. Mit welchen Erwartungen greift man nach dem größten Werk Friedrichs des Großen über die Kriegskunst — „Les principes généraux de la guerre appliqués à la tactique et à la discipline des troupes prussiennes" —, und wie ist man enttäuscht, wenn der große Feldherr dies Werk im ersten Kapitel mit 14 Regeln

[1]) L. c., Bd. 6, S. 65.

[2]) „Moltke ist niemals einem System gefolgt," erklärt v. Verdy in seinen Studien über den Krieg.

[3]) Précis de l'art de la guerre, Paris 1830, übers. von v. Boguslawski, Berlin 1881. Das Grundprinzip, das Jomini selbst für den Krieg aufstellt (S. 75), ist so allgemein gehalten, daß es fast bedeutungslos bzw. selbstverständlich ist. S. außerdem S. 204 ff. u. 362.

beginnt, wie die Desertion zu verhüten sei[1]). Auch im weiteren Verfolg geht er von allgemeinen Fragen meistens sehr rasch auf spezielle Probleme bestimmter Situationen ein. Es bleibt eben dabei, daß derjenige Prozeß im Seelenleben der großen Heerführer, welcher ihm sein Gepräge gibt, die produktive Kombination, auf militärischem Gebiet eine durchaus individuelle Tätigkeit ist und gar nicht nach allgemeinen abstrakten Regeln gelehrt werden kann.

Eine weitere psychologische Eigentümlichkeit der feldherrlichen Kombination liegt in dem Verzicht auf jede Einmengung der Phantasie im künstlerischen Sinne in seine Kombinationen. So unentbehrlich für den Feldherrn die reproduktive Phantasie, die divinatorische Ergänzung der gegebenen Unterlagen und die produktive Kombination ist, so gefährlich ist für ihn jede mit der Wirklichkeit irgendwie in Widerspruch tretende Phantasie. Diese ist das Vorrecht und — wenigstens nach der alten wohlbegründeten Lehre von der Kunst — das Merkmal der künstlerischen Kombination. Die Kombination des Feldherrn ist unerbittlich an das gegebene Wirkliche, soweit es bekannt ist, gebunden. Er darf und muß es ergänzen, aber niemals in seiner Phantasie abändern. Es ist unantastbar für ihn. Schon Clausewitz hat diese Gefährlichkeit der Phantasie, allerdings ohne scharfe psychologische Unterscheidung, hervorgehoben. Auch das Gefühlsmoment, welches für die künstlerische Phantasie weiterhin charakteristisch ist, insofern es sie bei ihren Umgestaltungen leitet, hat selbstverständlich in der reproduktiven Phantasie und in der produktiven Kombination des großen Feldherrn keinen Raum. Real und nüchtern vollzieht sich seine Kombination.

Eine Bestätigung hierfür liegt in der Tatsache, daß künstlerische

[1]) Die Werke Friedrichs d. Gr., Bd. 6, Berlin 1913, S. 5 ff. Die Generalprinzipien sind übrigens 1748, also vor dem Siebenjährigen Kriege verfaßt, ebenso die „Gedanken u. allgem. Regeln für den Krieg" (1755; Bd. 6, S. 87 ff.). Auch die späteren strategischen Arbeiten: „Betrachtungen über einige Veränderungen in der Art der Kriegführung" (1758; Bd. 6, S. 116 ff.), „Grundzüge der Lagerkunst und der Taktik" (1770; Bd. 6, S. 127 ff.), „Betrachtungen über die Feldzugspläne" (1775; Bd. 6, S. 201 ff.) sowie das Militärische Testament von 1768 (Bd. 6, S. 222 ff.) sind größtenteils sehr kurz und überwiegend Spezialfragen gewidmet. Die beiden großen Werke Montecuccolis (Del arte militare, 1653 u. Trattato della guerra, 1641) verlieren sich gleichfalls allenthalben in Einzelvorschriften.

Talente bei unseren großen Feldherren relativ selten sind. Wo sie vorliegen, sind sie eine zufällige Beigabe im Einzelfall, die mit dem Seelenleben des Feldherrn als solchen nichts zu tun hat. Moltke schrieb allerdings mit 26 Jahren eine Novelle „Die beiden Freunde" unter dem Pseudonym Helmuth. Sie wurde auch in einer Zeitschrift abgedruckt[1]). Der Verleger prellte ihn, wie Moltke seiner Mutter berichtet, um das Honorar. Wer die Novelle unbefangen liest, wird ihr keinerlei besonderen Wert beimessen. Die Gedichte Friedrichs des Großen sind mehr als schrecklich. Von Napoleon I. hat allerdings Taine[2]) behauptet, daß eine starke dichterische Einbildungskraft der hervorstechendste Zug in der Begabung Napoleons gewesen sei. Indessen liegt hier nur eine der vielen Taineschen Unklarheiten vor. Diese angebliche dichterische Einbildungskraft bezieht sich nur auf die weite Bemessung seiner Ziele unter dem Einfluß seines Ehrgeizes, seine strategischen und taktischen Kombinationen blieben von der dichterischen Phantasie ganz unbeeinflußt. Der Dialog „sur l'amour", den er mit 22 Jahren verfaßte, verrät alles andere eher als poetisches Talent. Sein Schlußergebnis bezüglich der Liebe geht denn auch dahin, daß „l'amour fait plus de mal ..... et que ce serait un bienfait d'une divinité protectrice que nous en défaire et d'en délivrer le monde[3])." Und das im Alter von 22 Jahren! Das paßt gewiß nicht zu einer hervorstechenden dichterischen Phantasie. Sonst führt man zuweilen noch den Feldmarschall v. Boyen als Beispiel dichterischer Begabung bei einem großen Feldherrn an. Er wollte in der Tat mit neun Jahren einen Roman schreiben und hat später einige eben passable Gedichte verfaßt. Das genügt aber doch nicht, um von dichterischer Begabung zu sprechen. Wie viele von uns haben in ihrer Jugend einen Roman oder gar ein Drama verbrechen wollen oder sogar einige Kapitel oder Akte oder vielleicht selbst ein ganzes Werk verbrochen und einige passable Gedichte gemacht! Im Ganzen

[1]) Der Freimüthige, Jahrg. 24, 1827, Nr. 48 ff. (S. 189 ff.).

[2]) Les origines de la France contemporaine, Paris 1875—1890, Bd. 9, auch ins Deutsche übersetzt von L. Wolf unter dem Titel Napoleon, von H. Taine, Berlin 1907 (nam. S. 35). Taine verwechselt die „schaffende Phantasie" (wie er selbst sich auch ausdrückt) mit der „dichterischen Begabung"; letztere ist nur ein Spezialfall der ersteren.

[3]) Fr. Masson et G. Biagi, Napoléon inconnu, Paris 1895, Bd. 2, S. 277.

wird jedenfalls gerade im Gegenteil derjenige, der unbefangen viele wissenschaftliche Biographien großer Feldherren durcharbeitet, den Eindruck gewinnen, daß es sich überwiegend um nüchterne, nichts weniger als künstlerisch-phantastische Menschen handelt und daß vor allem ihre militärische Kombination fernab von jeder künstlerischen Phantasie steht.

Aus allen diesen Überlegungen ergibt sich, daß die militärische Kombination sowohl von der wissenschaftlichen wie von der künstlerischen wesentlich verschieden ist. Man hat oft gestritten, ob die Strategie eine Kunst oder eine Wissenschaft sei. Erzherzog Karl[1]) hat die Strategie als Wissenschaft, die Taktik als Kunst bezeichnet. Wenn Sie Kunst und Wissenschaft im üblichen Sinne verstehen und das Hauptgewicht auf die psychologische Entstehung des Kunstwerkes und des Wissenschaftswerkes legen, so gehört die sogenannte Feldherrn„kunst" weder zu den Künsten noch zu den Wissenschaften; sie ist etwas, was jenseits dieser unzutreffenden, weil nicht erschöpfenden Zweiteilung steht.

Auch mit der Ausweisung der künstlerischen Phantasie aus der Kombination des großen Feldherrn sind die psychologischen Merkmale der letzteren nicht erschöpft. Ungemein charakteristisch scheint mir nämlich auch die relative Einfachheit der meisten großen strategischen und taktischen Gedanken zu sein. Nicht auf allen Denkgebieten sind die großen Gedanken einfach. Das Gedankensystem der Kantschen Kritik der reinen Vernunft ist sehr zusammengesetzt. Der Plan des großen Feldherrn ist unverhältnismäßig einfach, natürlich, nicht weit hergeholt. In dieser Beziehung ist ein Brief[2]) Napoleons an seinen Bruder Jérôme, den König von Westfalen, der ihm allerhand militärische Vorschläge gemacht hatte, ungemein charakteristisch. Darin heißt es: „Votre lettre contient trop d'esprit. Il n'en faut point à la guerre. Il faut de l'exactitude, du caractère et de la simplicité." Also kein Esprit, sondern Einfachheit.

[1]) Grundsätze der Strategie usw. in Ausgewählte Schriften, Wien-Leipzig 1893, Bd. 1, S. 235. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß Erzherzog Karl die Taktik etwas anders gegen die Strategie abgrenzt als Clausewitz (s. oben S. 22): die Strategie entwirft nach seiner Definition den Plan, umfaßt und bestimmt den Gang der kriegerischen Unternehmungen, während die Taktik die strategischen Entwürfe ausführen lehrt.

[2]) Corresp. 2. V. 1907, Nr. 12511 (Bd. 15, S. 221).

Endlich sei bezüglich der Kombination des Feldherrn noch betont, daß nicht nur die Richtigkeit, sondern auch die Schnelligkeit der Kombination maßgebend ist. Das wissenschaftliche Problem hat in der Regel Zeit, im Kriege ergeben sich in zahllosen Fällen überraschende Situationen, in denen Schnelligkeit der Auffassung und Orientierung und der entscheidenden Kombination für den Erfolg unerläßlich ist. Die Kombination wird hier noch in einem zweiten, ganz anderen Sinne zum coup d'œil. Ein Feldherr, der nicht schnell kombiniert, würde seine Aufgabe kaum in der Hälfte der Fälle mit Erfolg lösen können.

Lassen Sie uns hiermit die Untersuchung der Kombination, dieser zentralen Tätigkeit im Seelenleben des Feldherrn, abschließen und zu einem weiteren, fast ebenso bedeutsamen geistigen Prozeß übergehen! Wenn der Schachspieler dank seiner Intuition — so können wir die momentan wirkende produktive Kombination, den coup d'œil auch nennen — einen Plan konzipiert hat, so bedarf es nunmehr eines mühsamen, sorgfältigen Erwägens aller Ausführungs- und Behinderungsmöglichkeiten. In ganz analoger Weise schließt sich bei dem Feldherrn an den taktischen oder strategischen Gedanken ein Durchdenken aller Mittel und Hindernisse seiner Durchführung. Während die produktive Kombination, wie wir sie jetzt kennen gelernt haben, geradezu im Sinne eines genialen, aus dem Unbewußten plötzlich hervorspringenden Einfalls tätig ist, beginnt jetzt eine langsame, bewußte, schrittweise Ausarbeitung. Mit scharfer Logik müssen alle Möglichkeiten aufgesucht und in allen ihren Verzweigungen auseinandergehalten werden, jetzt muß jede Möglichkeit nach ihrer kausalen Bedeutung in allen ihren Folgen überdacht werden. Dabei kommt es auf die „exactitude" an, von der Napoleon in dem eben erwähnten Brief an Jérôme spricht. Ebenso berichtet General von Verdy darüber von Moltke: „Sein scharfer Verstand ruhte nicht eher, bis er auch alle Möglichkeiten und Folgen einer gegebenen Lage durchdacht hatte und mit sich vollständig im reinen war." Daß bei solchen Überlegungen auch das Gedächtnis eine Rolle spielt, ist unzweifelhaft. Nötigenfalls ersetzt oder unterstützt es der große Feldherr durch schriftliches Niederlegen der einzelnen Möglichkeiten und Folgen, wie uns dies z. B. von Moltke als feste Gewohnheit be-

richtet wird. Jetzt handelt es sich aber nicht um diese Gedächtnisarbeit als solche, sondern um die logisch-kausale Denktätigkeit an dem vom Gedächtnis oder der Anschauung gegebenen Material. Daher hat man diese Berechnungen auch zuweilen als „Logistik" bezeichnet[1]).

Selbstverständlich darf man es nicht buchstäblich nehmen, wenn von „allen" Möglichkeiten gesprochen wird[2]). Derselbe Verdy du Vernois macht in einem für unser Thema sehr wichtigen Aufsatz[3]) darauf aufmerksam, daß ein solches Inbetrachtziehen aller Möglichkeiten während der Operationen nicht zu erwarten sei. Als Beispiel führt er die umgehende Bewegung Mac Mahons auf Metz im Jahre 1870 an; v. Podbielski habe auf diese Möglichkeit sogar im Hauptquartier hingewiesen, man habe sie aber dort zunächst wenig beachtet. Es stimmt dies ganz mit unseren früheren Überlegungen überein, welche lehrten, daß ein solches Erschöpfen aller Möglichkeiten ganz ausgeschlossen ist. Ein schablonenmäßiges Durcharbeiten ist bei der großen Zahl der Möglichkeiten ein Unding. Auch bei dem weiteren Ausarbeiten wird der kombinatorische coup d'œil noch immer mitwirken und die wichtigen Momente herausgreifen. Überhaupt ist zwischen Kombination und Ausarbeitung psychologisch keine scharfe Grenze gezogen. Jene ist mehr freie Neuschöpfung, diese mehr Anpassung an den Zwang der gegebenen Situation, aber auch die genialste Kombination eines strategischen Gedankens muß doch schließlich auch einer bestimmten Situation angepaßt sein, und die Anpassung in der Ausarbeitung eines Planes verlangt überall kleinere und größere kombinatorische Neuschöpfungen.

Die intellektuellen, d. h. die rein verstandesmäßigen Merkmale der Seelentätigkeit des großen Heerführers sind damit im wesentlichen erschöpft. Nur kurz möchte ich noch die Frage streifen, wie weit bei den großen Heerführern Wissen im weitesten Sinn, insbesondere wissenschaftliche Kenntnisse eine Rolle spielen. Es ist

[1]) So betitelt z. B. v. Bourscheid sein Buch „Kours der Taktik und Logistik" (Wien 1882).

[2]) Montecuccoli (Ausg. Schriften, Wien-Leipzig 1899, Bd. 2, S. 254) warnt geradezu davor, „an alles zu denken".

[3]) Vierteljahrshefte f. Truppenführ. u. Heereskunde, 1904, Bd. 1, S. 319 (Über unvorhergesehene Situationen).

eine ziemlich verbreitete Meinung, daß dem genialen Künstler alles nur so zufliege, daß er eigentlich gar nicht zu arbeiten brauche und auch tatsächlich in der Regel wenig arbeite und gearbeitet habe. Von den großen Künstlern hat man diesen Satz auf die großen Männer überhaupt übertragen. Ein Blick in die Biographie großer Männer lehrt, daß diese Meinung grundfalsch ist. Nicht einmal für die großen Künstler trifft sie zu. Die sog. „verbummelten" Genies sind durchweg höchstens verbummelte Talente. Fleißige Arbeit ist allenthalben die Voraussetzung für geniale Leistungen. Mozart wurde das Komponieren gewiß ganz besonders leicht, seine Improvisationen sind berühmt, und doch können Sie in seiner Biographie, z. B. bei Jahn nachlesen, wie sauer er es sich unbeschadet seiner Leichtlebigkeit bei seinen Kompositionen werden ließ. Münch hat, um das in Rede stehende Vorurteil zu prüfen, Notizen über die Schulleistungen bedeutender Männer zusammengestellt, es hat sich ergeben, daß diese Leistungen bei der Mehrzahl weit über dem Durchschnitt lagen — ein Ergebnis, das sich mit jenem Vorurteil sicher kaum vereinigen läßt.

Dasselbe zeigt auch eine sorgfältige Durchmusterung der Biographien der großen Strategen und Taktiker. Der tapfere, ungebildete Haudegen ist in der Regel kein großer Feldherr. Nur einige wenige Beispiele, die ich willkürlich aus meinen Zusammenstellungen herausgreife! Der sog. große Condé schrieb mit acht Jahren bereits in lateinischer Sprache und sprach Latein wie Französisch, mit elf Jahren verfaßte er eine Abhandlung über die Redekunst usf. Von Cromwell [1]), den die englischen Royalisten gern als ganz unwissend hinstellen, ist nachgewiesen, daß er eine weit über das Mittelmaß gehende Bildung besaß, z. B. gut Latein sprach, intensiv sich mit Geschichte beschäftigte usf. Der eiserne Fleiß und die umfassende wissenschaftliche Bildung von Moltke und von Napoleon ist allbekannt. Ist es ferner Zufall, daß unter den preußischen Feldherrn in den Jahren 1813—1815 die beiden besten Strategen, Scharnhorst und Gneisenau, die einzigen preußischen Generale waren, die grammatikalisch und orthographisch richtig sprachen und schrieben? [2]). Selbst

[1]) Vgl. Wolfg. Michael, Cromwell, Berlin 1907, Bd. 1, S. 24.

[2]) H. Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls N. v. Gneisenau, 3. Aufl., 1908, Bd. 1, S. 31 ff.

Yorck schimpfte über die verdammten „mirs" und „michs" und meinte: „beim Schreiben geht es noch, da macht man einen Zug, und jeder kann es lesen, wie er will, aber beim Sprechen muß man heraus damit." Von den Generalen Napoleons I. sagt General Leval: „warum waren die anderen (nämlich alle mit Ausnahme von Masséna, Soult und Davoust)[1]) unfähig? weil ihnen die wissenschaftliche Durchbildung fehlte. Es waren Männer der Tat, aber auch nichts als das."[2])

Gilt dies schon von der allgemeinen Bildung, so gilt es natürlich erst recht von der kriegswissenschaftlichen Vorbildung. Reine Autodidakten der Praxis sind unter den großen Heerführern extrem selten. Der furchtbare Zusammenbruch der preußischen Kriegsführung im J. 1806 wird von dem gewiß unbefangenen Feldmarschall v. Boyen u. a. ausdrücklich darauf zurückgeführt, daß man — ich zitiere wörtlich — „das wissenschaftliche Nachdenken über den Krieg eigentlich scheute". Man hatte damals, fährt Boyen fort, im preußischen Generalstab einen falschen Begriff des Offiziers: „man galt schon für einen tüchtigen Offizier, wenn man zeichnen, eine Gegend aufnehmen konnte; verstand man gar ein Lager abzustecken oder hatte man einige auf der Karte berechnete Märsche zu irgend einem Zwecke zusammengestellt, so war der angehende Feldherr fertig". Wie schwer sich dieser Standpunkt rächte, ist Ihnen bekannt. Friedrich der Große, der selbst manche Lücken seiner theoretischen Ausbildung später nachträglich durch Übung und Erfahrung ausgleichen mußte, hat seine Offiziere oft genug auf den hohen Wert theoretischer Ausbildung hingewiesen. Heute zweifelt kein Einsichtiger mehr an der Notwendigkeit einer gründlichen kriegswissenschaftlichen Bildung für den großen Feldherrn. Sie wird allerdings niemals jenen kombinatorischen coup d'œil hervorbringen, der schlechthin eine angeborene Gabe ist, sie muß demselben aber die unentbehrlichen Grundlagen liefern, an die er anknüpfen kann, und zugleich bei der Durcharbeitung der konzipierten Kombinationen die Richtschnur abgeben.

Die charakteristischen Merkmale des Seelenlebens des großen

[1]) Suchet wäre vielleicht gleichfalls noch auszunehmen.

[2]) Vgl. v. Freytag-Loringhoven, Die Heerführung Napoleons in ihrer Bedeutung für unsere Zeit, Berlin 1910.

Heerführers, die wir bis jetzt kennen gelernt haben, lagen durchweg auf intellektuellem Gebiet. Diese verstandesmäßigen Eigenschaften reichen jedoch nicht aus. Mindestens ebenso charakteristisch und unentbehrlich sind für ihn bestimmte Eigentümlichkeiten des Gefühls- und Willenlebens, Eigentümlichkeiten, die man auch etwas kurz als Charaktereigenschaften zusammenfassen kann. Sehr bestimmt hat sich Moltke in den Verordnungen für die höheren Truppenführer vom 24. Juni 1869 über die letzteren ausgesprochen. Da heißt es kurz und bündig: „im Kriege wiegen die Eigenschaften des Charakters schwerer als die des Verstandes" und im Zusammenhang damit: „beim kriegerischen Handeln kommt es oft weniger darauf an, was man tut, als darauf, wie man es tut". Das „was" bestimmt eben vorzugsweise der Intellekt, bei dem „wie" ist auch Gefühl und Wille entscheidend beteiligt.

Lassen Sie uns, getreu unserem analytischen Verfahren, zunächst das Gefühlsleben der großen Feldherren der Geschichte untersuchen!

Unverkennbar ist bei manchen eine auffällig ernste, fast düstere Stimmungslage. Frohsinnige große Staatsmänner sind in der Geschichte nicht so selten wie frohsinnige große Heerführer. Auch hat man nicht den Eindruck, als sei etwa erst durch die Erlebnisse der Kriege diese ernste Stimmungsrichtung hervorgebracht worden, in vielen Fällen scheint sie angeboren oder früh erworben zu sein. Der schweigsame Ernst Moltkes wird von seinen Biographen meist auf seine freudlose Jugend[1]) zurückgeführt und verliert daher an Beweiskraft. Für Bonaparte versagt eine derartige Erklärung. Alle Angaben stimmen darin überein, daß er schon als Kind eine merkwürdig verdüsterte Gemütsstimmung zeigte („une disposition d'esprit singulièrement assombrie"). Turenne, in dessen Wertschätzung als Feldherrn Napoleon und Friedrich der Große in bemerkenswerter Weise übereinstimmen, wird uns geradezu als tiefsinnig geschildert. So könnte ich Ihnen noch manche andere ähnliche Beispiele nennen. Viel wichtiger und sicherer ist für uns aber die andere Tatsache, daß bei dem großen Feldherrn trotz dieser ernsten Gemütsrichtung

[1]) Er schreibt im März 1829 seinem Bruder, er habe „keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten".

stets das **Selbstvertrauen** und auch das **Vertrauen** zum **Glück** sehr ausgeprägt ist. Pessimismus und Feldherrnerfolge vertragen sich schlecht miteinander. Die Energie, die für den Feldherrn unerläßlich ist, ist ohne ein erhebliches Maß von Zuversicht kaum denkbar. Unter den zahlreichen mir bekannten Feldherrnbiographien erinnere ich mich nur einer einzigen, in welcher eine tief eingewurzelte Neigung zu schwarzseherischer Auffassung, speziell auch der militärischen Situationen ausdrücklich hervorgehoben wird. Das ist die Biographie von York. Und mir scheint, daß gerade dieser Fall die Regel bestätigt. York fehlte eben u. a. die Eigenschaft des Selbstvertrauens zum großen Feldherrn. Die hervorragendsten Militärschriftsteller sind, soweit ich sehe, darüber einig, daß die schweren Niederlagen, welche das schlesische Heer in den Marne-Schlachten 1814 bei Montmirail und Château-Thierry erlitt, und welche fast dem Freiheitskrieg eine ungünstige Wendung gegeben hätten, wenigstens zum Teil auf die pessimistische Zaghaftigkeit Yorks zurückzuführen sind [1]). So ist auch die Äußerung Moltkes zu verstehen: „Männer der Negative im Hauptquartier sind das Verderben des Heerführers." Damit ist eben jene lähmende Wirkung des Pessimismus gemeint.

Sehr klar hat auch Montecuccoli, der kaiserliche Feldherr in den Raubkriegen Ludwigs XIV., denselben Gedanken ausgedrückt, wenn er in seiner Abhandlung Della guerra col Turco in Ungheria im Jahre 1670 als eine der sechs Hauptregeln für den Feldherrn anführt: „concedasi alcuna cosa all' arbitrio della fortuna" („man soll einiges der Entscheidung des Glücks überlassen").

Selbstverständlich muß aber dieses Vertrauen zum Glück mit Vorsicht gepaart sein. Daher rühmt andererseits Friedrich der Große in seinem Lehrgedicht auf die Kriegskunst das weise Mißtrauen („la sage méfiance") als die Mutter der Erfolge.

Ganz besonders notwendig ist dem Feldherrn diese Zuversichtlichkeit — Selbstvertrauen und Glücksvertrauen — in zweifelhaften

[1]) Zum anderen Teil auf die Uneinigkeit zwischen ihm und Sacken, welch letzterer umgekehrt durchaus optimistisch angelegt war.

[2]) L. c., Bd. 2, S. 195 ff., spez. S. 252. Er formuliert diese Hauptregeln übrigens in seinen verschiedenen Werken sehr verschieden.

und ungünstigen Situationen. Der russische General Suworow hat gewiß übertrieben, wenn er erklärte: „die Schlacht ist nur verloren, wenn man sie verloren gibt“, aber es steckt doch eine tiefe Wahrheit in diesen Worten. Gerade hervorragende militärische Sachverständige heben z. B. hervor, daß Friedrich der Große bei Torgau und Napoleon bei Preußisch-Eylau nur dieser Siegeszuversicht dort den Sieg, hier wenigstens das Vermeiden einer Niederlage verdankten[1]). Eine wahre Fundgrube für die richtige Bewertung dieser Zuversichtlichkeit für die Psychologie des Heerführers sind die Briefe Friedrichs des Großen aus dem siebenjährigen Kriege. Seine Zuversicht versagt nie. Nur einmal, nach der schweren Niederlage bei Kunersdorf, scheint sie zu wanken. Er will abdanken und schreibt: „hätte ich noch Ressourcen, so wäre ich dabei geblieben.“ Aber schon nach vier Tagen rafft er sich wieder zu voller Zuversicht auf und rechnet — wie er schreibt — auf die „göttliche Dummheit der Russen“.

In unmittelbarem Zusammenhang mit dieser Zuversichtlichkeit steht auch der Mut des großen Heerführers. In alten Zeiten handelte es sich um den Mut im Sinn einer persönlichen Tapferkeit, die Wunden und Tod nicht fürchtet. Jetzt spielt dieser gröbere Mut bei dem Feldherrn eine untergeordnete Rolle. Schon in einem für den Kaiser Maximilian bestimmten Lehrgedicht über den Krieg wird der Heerführer dringend gemahnt, „sich nicht liederlich zu geben“, indem er sein eigenes Leben bloßstellt. Dagegen ist in alter wie in neuer Zeit ein anderer Mut von ausschlaggebender Bedeutung, der schon von Clausewitz unübertrefflich charakterisiert worden ist als Mut „gegen die Verantwortlichkeit, sei es vor dem Richter irgend einer äußeren Macht, oder der inneren nämlich des Gewissens“. Dadurch unterscheidet sich der Heerführer z. B. himmelweit von dem Schachspieler, bei dem der Einsatz und dementsprechend die Verantwortung kaum je in Betracht kommt. Von der Tapferkeit ist dieser Mut der Verantwortlichkeit durchaus zu trennen. Sehr häufig findet sich gerade bei höheren Offizieren jene ohne diesen. So sagte z. B. Napoleon von seinem Schwager Murat, dem König von Neapel,

[1]) v. Freytag-Loringhoven, l. c., Bd. 1, 1904, S. 135. Ein ausgezeichnetes Beispiel scheint mir auch die Schlacht bei Laon (1814) zu liefern.

der in den napoleonischen Kriegen so oft eine wichtige Rolle gespielt hat, wörtlich: „er ist außerordentlich tapfer auf dem Schlachtfeld, aber schwächer als ein Weib oder ein Mönch, wenn er den Feind nicht sieht; er hat keinen moralischen Mut (aucun courage moral)".

Weiter bedarf das Vertrauen zur eigenen Person und zum Glück bei dem großen Feldherrn aber auch stets oder wenigstens fast stets einer treibenden, leitenden, stark gefühlsbetonten Idee. — Man könnte sich ja einen Feldherrn denken, der seine Heere lediglich mit selbstsicherem, siegesgewissem Verstande zum Erfolg führt, aber ein sorgfältigeres Durchforschen der Kriegsgeschichte lehrt, daß solche Feldherren unter den Großen ihres Berufes nicht zu finden sind. Clausewitz hat ganz mit Recht gesagt: „irgend ein großes Gefühl muß die großen Kräfte des Feldherrn beleben, sei es der Ehrgeiz wie in Cäsar, der Haß des Feindes wie in Hannibal, der Stolz des glorreichen Untergangs wie in Friedrich dem Großen." Nur erschöpft die Clausewitzsche Aufzählung diese gefühlsbetonten Leitideen nicht. Den Ehrgeiz dürfte er allerdings wohl mit Recht an die Spitze gestellt haben. Schon die Jugendgeschichte vieler großer Feldherren läßt dies unzweideutig erkennen. In einem offenen Augenblick hat Napoleon, der sonst gern bestritt ehrgeizig zu sein, zugestanden: der Ehrgeiz war mir derartig Lebensbedingung wie das Blut in meinen Adern und die Luft, die ich einatme. Auch Friedrich der Große hat ein ähnliches Bekenntnis abgelegt. Aber bei anderen großen Feldherren tritt an Stelle des Ehrgeizes oder neben ihn eine andere Leitidee. So ist bei Moltke die Idee der Pflicht, wie schon ein Jugendgenosse[1]) hervorhebt, das gefühlsbetonte Zentrum seines Denkens. Vaterlandsliebe und Herrschertreue verbinden sich oft mit diesem Pflichtgefühl. In nicht wenigen Fällen ist ferner ein starkes religiöses Gefühl die Schlagader des Handelns des Feldherrn. Wohl das wunderbarste Beispiel der Geschichte hierfür finden wir in Cromwell, dessen Feldherrngröße heute einwandfrei festgestellt ist, der unter dem Scheinoberbefehl des Thomas Fairfax fast alle großen Siege der sogenannten glorreichen Revolution erfochten, der

[1]) Er spricht von dem „unermüdlichen Pflichteifer und einer fast beispiellosen Gewissenhaftigkeit".

den modernen Kavallerieangriff geschaffen, der u. a. bereits einen Plan zur Eroberung von Gibraltar entworfen hat. Dieser Feldherr Cromwell mit seinen Ironsides, den „Eisenreitern", ist ohne religiöse Leitidee ganz unverständlich. Seine geniale Taktik geht in der Schlacht bei Marston Moor Hand in Hand mit dem berühmten Wort: „Gott machte sie wie Stoppeln vor unseren Schwertern". Die Zuversichtlichkeit, von der wir sprechen, beruht hier unmittelbar auf der Überzeugung, für Gott gegen die Gideoniter, Amalekiter oder wie man sonst die Anhänger der Stuarts nannte, zu kämpfen und unter göttlichem Schutz zu stehen. Leicht kleidete sich dieser Gedanke früher auch in die Vorstellung ein, der Vertreter eines auserlesenen Volkes oder selbst eine auserlesene Persönlichkeit zu sein. Wenn Napoleon I., als er den Rat der 500 im Brumaire 1799 in St. Cloud mit Waffengewalt auflöste, die drohend auf ihn einstürmenden Abgeordneten des Rats der Alten mit den Worten einschüchterte: „Souvenez-vous que je marche accompagné du dieu de la fortune et du dieu de la guerre![1]," so ist der Verdacht gerechtfertigt, daß es sich nur um ein Theaterpathos handelte, das auf Effekt berechnet war, um eine „charlatanerie du commandement", wie später Napoleon selbst solche Phrasen bezeichnete. Aber bei Wallenstein — ich meine natürlich den historischen — ist der Glaube an seinen Stern, d. h. an sein auserlesenes Schicksal, wie es die Sterne bestimmt haben, kein theatralisches Spiel gewesen. In der Schatzkammer in Wien zeigt man noch das Horoskop, das der große Astronom Kepler ihm im Jahre 1609 stellte. Saturn und Jupiter stehen im Hause des Lebens in Konjunktion. Aus dem Saturn hatte ihm Kepler melancholische Gedanken und Ungehorsam gegen menschliche und göttliche Gebote, aus dem Jupiter eine große siegreiche Zukunft vorhergesagt. Von der Bedeutung dieser Konstellation war Wallenstein fest überzeugt. Sie war für ihn neben seinem Ehrgeiz die gefühlsbetonte Idee, die, wie Clausewitz sagt, die großen Kräfte des Feldherrn beleben muß. Selbst die geniale, fast rationalistische Nüchternheit Julius Cäsars

[1]) Ob die Worte wirklich so gefallen sind, ist überdies zweifelhaft. Der offizielle Bericht über Napoleons Rede im Moniteur hat jedenfalls der wirklich von ihm gehaltenen nur ungefähr entsprochen.

hatte in ähnlicher Weise doch einen Punkt, wo sie sich, wie Mommsen einleuchtend ausführt, mit dem Mystizismus berührt. Zusammenfassend können wir sagen: Nicht die bestimmte einzelne Idee ist für das Seelenleben des Feldherrn unentbehrlich, sondern nur eine belebende Idee überhaupt. Die fast abschreckende Nüchternheit des Feldherrnberufes wird oft durch diese Idee geradezu verklärt, das Seelenleben des Feldherrn wird uns gewissermaßen menschlich näher gerückt.

Andererseits verlangt aber der Feldherrnberuf von seinem Vertreter, wenn er großes leisten will, neben dieser sein ganzes Denken und Handeln dauernd leitenden gefühlsbetonten Grundvorstellung eine extreme Beherrschung aller der mehr vorübergehenden Affekte, welche den gewöhnlichen Menschen allenthalben befallen und sein Handeln bestimmen. Der große Feldherr ist entweder von diesen Affekten frei, oder er unterdrückt sie mit eiserner Energie. Affektentschlüsse des Augenblicks können wohl, wenn ein glücklicher Zufall sie begünstigt, ausnahmsweise einen Erfolg zeitigen, im allgemeinen sind sie mit großen Feldherrnleistungen unverträglich. In der Tat finden wir sie fast nur bei Feldherren zweiten Ranges. Von Ney, den ich Ihnen mit gutem Grunde vorhin unter den großen Feldherren des ersten Napoleon nicht nannte, sagt z. B. sein weit bedeutenderer Waffengefährte Marmont: „c'était toujours chez lui le résultat de la sensation du moment et comme un effet de son sang“. Das extremste Beispiel einer mit einem großen Feldherrn unverträglichen Leidenschaftlichkeit bietet wohl Karl XII. von Schweden. In diesem Sinne sagt auch Clausewitz: „mehr die kühlen als die heißen Köpfe sind es, denen wir im Krieg das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen möchten“ [1]), und fast denselben Gedanken drückt er auch in dem prachtvollen Satz aus: „ein starkes Gemüt (wie er es nämlich von dem Feldherrn verlangt) ist nicht ein solches, welches bloß starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige, welches bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß, trotz den Stürmen in der Brust, der Einsicht und Überzeugung, wie der Nadel des

[1]) L. c., S. 83.

Kompasses auf dem sturmbewegten Schiffe, das feinste Spiel gestattet ist" [1]).

Eine weitere seltsame Vereinigung fast kontrastierender Eigenheiten des Gefühlslebens großer Feldherren führt uns schon in das **Willensgebiet** hinüber. Psychologisch bietet sie eines der schwierigsten Probleme. Ich meine einerseits die Fähigkeit mit eiserner Konsequenz an dem gefaßten Entschluß festzuhalten und andererseits die Fähigkeit den gefaßten Entschluß jederzeit der Situation bzw. vertrauenswürdigen Nachrichten über die Situation entsprechend abzuändern und selbst durch einen völlig anderen zu ersetzen. In dem Gleichgewicht dieser scheinbar widersprechenden Fähigkeiten liegt ein wesentliches psychologisches Merkmal des großen Feldherrn. Einerseits eine unerbittliche Konsequenz! „In allen zweifelhaften Fällen," sagt Clausewitz, muß der Feldherr „bei seiner ersten Meinung beharren und nicht eher weichen, bis eine klare Überzeugung dazu zwingt", und dasselbe meint wohl Moltke, wenn er in den Verordnungen für höhere Truppenführer erklärt: „in diesem Nebel der Ungewißheit aber muß wenigstens **eins** gewiß sein — der eigene Entschluß" und „einfaches Handeln, folgerecht durchgeführt, wird am sichersten das Ziel erreichen" [2]). Und ebenso schließt v. Boyen eine Kritik des Massenbachschen Kriegsplanes vom Jahre 1806 mit dem Satze: „selbst einen minder guten Plan kann man im Krieg durch eine größere Energie und Ausdauer in der Ausführung in einen siegreichen verwandeln" [3]).

Andererseits darf aber diese Konsequenz nicht in ein eigenwilliges, starrsinniges Festhalten ausarten. Persönliche Eitelkeit, Rechthaberei, Scheu vor dem Eingeständnis eines Fehlers spielen bei den wirklich großen Feldherren keine Rolle. Sie haben durchweg nicht nur verstanden, ihre Pläne allezeit der veränderten Situation anzupassen, sondern selbst den mit der größten Konsequenz verfolgten Plan un-

[1]) L. c., S. 71. Wenn Clausewitz diese Selbstbeherrschung gegenüber Affekten mit einem „Gefühl der Menschenwürde" gleichsetzt, so wird man ihm darin schwer folgen können. Manche sehr große Feldherren haben jene ohne dieses gehabt. Er setzt hier fälschlich an Stelle des großen Feldherrn den idealen Menschen.

[2]) L. c., S. 171 f.

[3]) Nippold, l. c., Bd. 1, S. 193.

bedenklich umgestoßen, so bald sie die klare Überzeugung von seiner Unausführbarkeit oder auch nur seiner Minderwertigkeit gewonnen hatten. Ein wunderbares Beispiel im Sinne eines Gegenstückes liefern hierzu die Schlachten bei Großgörschen und bei Bautzen. Bei Großgörschen hatte Napoleon infolge mangelhafter Nachrichten sich eine ganz falsche Vorstellung von der Stellung der Verbündeten gemacht, die er bei Leipzig wähnte, während sie einem genialen Plan Scharnhorsts zufolge in seiner rechten Flanke und seinem Rücken standen. Auf dem Marsch auf Leipzig bekam er Meldungen, welche ihn über seinen Fehler aufklären konnten. Sofort stieß er seinen ganzen Plan um, warf sein ganzes Heer in eine andere Richtung und konnte die drohende Niederlage noch in einen Sieg verwandeln. Das direkte Gegenteil finden wir bei dem russischen Kaiser Alexander in der Schlacht bei Bautzen. Alexander, der alles andere eher als ein großer Feldherr war, hatte sich hier geradezu an die Stelle des eigentlichen Oberbefehlshabers Witgenstein gesetzt. Napoleon überschritt die Spree und griff die Stellungen der Verbündeten auf dem Ostufer an. Dabei richtete er Scheinangriffe gegen ihren linken Flügel und verleitete sie, dorthin mehr und mehr Truppen zu schicken und so ihren rechten Flügel und ihr Zentrum zu schwächen, auf welche Napoleon den Hauptangriff richten wollte. Witgenstein sagte zu Alexander: „Ich gebe meinen Kopf, wenn dies nicht eine falsche Attacke ist; Napoleon will unseren rechten Flügel umgehen". Sehr bestimmte Anzeichen sprachen für die Richtigkeit der Witgensteinschen Ansicht, aber Alexander hielt starrsinnig an seiner Auffassung fest, und die Schlacht ging wie diejenige bei Großgörschen verloren.

Die Kriegsgeschichte wimmelt von ähnlichen Beispielen im Sinne dieser beiden Schlachten. Moltke hat die Strategie „ein System der Aushilfen" genannt. Er hatte dabei namentlich die schon besprochene Ungewißheit über das Tatsächliche im Krieg im Auge. Dieser Aushilfecharakter der Strategie bedingt aber offenbar zugleich auch notwendig vielfach einen Entschluß- und Planwechsel. So absolut und konsequent der Heerführer den gefaßten Entschluß durchführt, solange er, unbefangen beurteilt, der zweckentsprechendste ist, so rasch stößt er ihn um, wenn er dies nicht mehr ist. Nicht

immer derselbe Entschluß, aber stets der ganze Entschluß; kein Schwanken, aber auch kein Starrsinn.

Lassen Sie uns die Besprechung der Willensvorgänge im engeren Sinne bei dem Heerführer, die sich hier unmittelbar anschließt, noch einen Augenblick verschieben und die mehr von allgemein menschlichem Standpunkt interessante, noch im Bereich des Gefühlslebens bleibende Frage aufwerfen, wie sich ganz unabhängig von der Feldherrntätigkeit selbst das Gemütsleben großer Heerführer gestaltet!

Die Fülle der individuellen Verschiedenheiten ist hier so außerordentlich groß, daß es fast unmöglich scheint, irgend eine allgemeine Gesetzmäßigkeit zu finden. Dazu kommt, daß wir hier noch mehr als bei anderen psychischen Eigenschaften zwischen der ursprünglichen Anlage und der nachträglichen Gestaltung durch das Leben, insbesondere durch die Kriegführung selbst zu unterscheiden haben. Ich habe mich bei meinen Studien nicht überzeugen können, daß in der ursprünglichen Anlage bei den meisten großen Heerführern das Gemütsleben besonders arm und kalt gewesen wäre. Schon die Tatsachen, die ich Ihnen über die Bedeutung einer dominierenden intensiv gefühlsbetonten Idee für die ganze Entwicklung des Feldherrn anführte, sprechen gegen eine solche Annahme. Selbst Napoleon I. hat in seiner Jugend eine sentimentale, idealistische Periode durchgemacht[1]). Von vielen anderen Heerführern wird dasselbe in glaubwürdiger Weise bezeugt. Über ästhetische Interessen wird uns so vielfach ganz objektiv berichtet, daß wir es geradezu als Ausnahme betrachten dürfen, wenn in einzelnen Fällen eine besondere Gefühlskälte von den Biographen schon für die Jugendzeit angegeben wird.

Daß späterhin der Zwang zur Beherrschung der Affekte, den wir als unerläßlich erkannten, und die Überschüttung mit den furchtbaren Bildern des Krieges und der Schlacht und die jahrelange Abschließung von ästhetischem und überhaupt gemütvollem Genießen oft allmählich eine gewisse Abstumpfung des Gefühlslebens — immer abgesehen von jenen gefühlsbetonten Leitideen — herbeiführt, soll nicht bestritten werden. Ich glaube jedoch, daß man auch diese Abstumpfung oft überschätzt und namentlich nicht selten mit einer zunehmenden Be-

[1]) Arthur Chuquet, La jeunesse de Napoléon, Paris 1898 u. 1899.

herrschung der Affekte verwechselt hat. Moltke hat allerdings im 42. Lebensjahr von sich selbst gesagt: „zuletzt wird man so vernünftig, daß man alle Begeisterung als eitel Mondschein über Bord wirft", aber, wer seine Lebensbeschreibung aufmerksam liest, wird dies sein Urteil über seine eigene Abstumpfung schwerlich unterschreiben. Sein gemütvolles Familienleben, sein Interesse für Musik und vieles andere spricht direkt gegen seine herbe Selbstkritik. Friedrich der Große hat nach vielen Kriegsjahren im Siebenjährigen Kriege noch immer seine ästhetischen Interessen. Er verfaßt fortgesetzt Gedichte. Am 17. November 1759, in einem der schwersten Kriegsjahre schreibt er einen ausführlichen im wesentlichen ästhetischen Brief an Voltaire über dessen Trauerspiel „Sokrates". Selbst Napoleon I., bei dem man die in Rede stehende Gefühlsabstumpfung wohl noch am ersten annehmen möchte, ist doch wohl nicht so ganz gefühlskalt gewesen, als zuweilen in populären Schriften angegeben wird. Freilich wenn er aus den Galerien Italiens die schönsten Bilder und aus den Bibliotheken wertvolle Handschriften nach Paris schaffen ließ, wenn er 1805 die Vollendung der Fassade des Mailänder Doms anordnete und durchführte, wenn er unmittelbar, bevor er zu Pferd stieg, in Mailand einen Befehl auf seinen Knieen ausfertigte, welcher die absolute Schonung des Refektoriums mit Lionardos Abendmahl gebot[1]), so kann man sehr zweifeln, ob dabei wirkliches Kunstinteresse der treibende Beweggrund war und nicht vielmehr Ehrgeiz und Ruhmsucht ihn drängten, auch als Schutzherr der Kunst aufzutreten. Dagegen scheinen mir einzelne andere anscheinend wohl verbürgte Tatsachen in der Tat schwer mit der Annahme einer absoluten Gefühlsabstumpfung vereinbar zu sein. Die Schlacht bei Austerlitz war gegen 4 Uhr zu Ende. Auf dem Heimritt in das Quartier hielt er sich bei zahlreichen einzelnen Verwundeten auf, so daß er bei eisigem Regen von der Nacht überrascht wurde. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß auch hierbei **nur** Effekthascherei, Wunsch sich beliebt zu machen oder Material für die Geschichte zu liefern oder jene „charlatanerie" des Oberfeldherrn im Spiele war. Selbst bei jenem extremen Egoisten scheinen hier trotz jahrelangen Kriegslebens menschliche Gefühle nicht ganz ausgestorben zu sein. Wie es sich aber auch in diesem einzelnen Fall

[1]) Ausdrückliches Zeugnis eines Klosterbruders.

verhalten mag, bei der großen Mehrzahl der großen Feldherrn kann ich jedenfalls auch jene nachträgliche Abstumpfung keineswegs feststellen.

Das Willensleben des Heerführers ist durch die von uns hervorgehobenen Momente seiner Verstandes- und Gefühlstätigkeit schon eindeutig charakterisiert. Es bedarf nur noch einer kurzen, allerdings sehr wesentlichen Ergänzung. Alle jene Faktoren: die reproduktive räumliche Phantasie, die produktive Kombination, die kausallogische Durchdenkung der Folgen usf. müssen schnell wirken, wie wir es für die Kombination schon festgestellt haben, und schnell zu den entscheidenden Entschlüssen führen. Mit dem Wort „Energie" fassen wir zwei verschiedene seelische Eigenschaften zusammen: erstens die Festigkeit in der Durchführung der Entschlüsse und zweitens die Schnelligkeit im Fassen und Durchführen der Entschlüsse. Jene Festigkeit hat uns bereits beschäftigt. Jetzt nur noch einige Worte über die Schnelligkeit. Alle von uns angeführten und analysierten intellektuellen Faktoren bekommen erst durch Schnelligkeit Wert. Weitaus die meisten Situationen erfordern ein rasches Handeln und somit ein rasches Entschließen. Ohne diese Schnelligkeit der Entschließung ist ein großer Heerführer undenkbar. Die meisten Feldherrnbiographien geben uns während des Krieges das Bild einer fortgesetzten Hetzjagd, die merkwürdig mit der erzwungenen oder natürlichen Affektruhe des Feldherrn kontrastiert. „Wehe ihnen," — schreibt Napoleon am 8. Oktober 1806, fast eine Woche vor der Schlacht bei Jena an Marschall Soult — „wenn sie zögern und wenn sie einen Tag verlieren" [1]). Die Schlacht ging denn auch in der Tat wesentlich mit infolge der Langsamkeit aller Entschließungen auf preußischer Seite verloren. Friedrich der Große stellt in diesem Zusammenhang den Satz auf: „besser eine üble Resolution fassen und solche auf der Stelle exekutieren als gar keine Resolution nehmen" [2]). Gewiß kommen hier und da auch Augenblicke der Ruhe, Augenblicke, wo alle Entschließungen getroffen sind. Dann kann Friedrich der Große dichten und, wie wir schon hörten, lange Briefe an seine literarischen und philosophischen Freunde schreiben, dann kann Moltke

[1]) Corresp., Bd. XIII, Nr. 10970, S. 403.

[2]) Werke, Bd. 6, S. 35 (in etwas freierer Übersetzung).

vor der Alsener Schlacht seine Partie Whist spielen[1]). Aber diese Pausen sind klein. Die Situationen ändern sich fortwährend und verlangen daher immer neue schnelle Entschlüsse.

Damit sind wir am Ziel angelangt. Das Denken des Feldherrn hat sich in Wollen und Handeln umgesetzt, der psychische Prozeß ist damit zum Abschluß gekommen. Das Gesamtbild, welches sich aus unserer Analyse ergeben hat, ist noch erheblich zusammengesetzter, als wir wohl anfangs erwartet hatten. Die Begabung des großen Heerführers ist nicht ein einziges einheitliches Talent, sondern besteht aus vielen einzelnen Komponenten, die in geradezu wunderbarer Weise ineinander greifen und zusammenwirken. Damit wird uns auch eine Tatsache verständlich, die ich gerade am Ende unserer Erörterungen noch besonders hervorheben möchte. Die Begabung des Feldherrn ist fast niemals erblich. Im allgemeinen gilt für die psychische Heredität das Gesetz, daß nur solche seelische Anlagen erblich sind, die relativ einheitlich sind, die sich gewissermaßen auf ein umschriebenes Gebiet des Seelenlebens beschränken. Dahin gehört z. B. das musikalische Gehör, daher die Häufigkeit seiner erblichen Übertragung, daher die Häufigkeit genialer oder wenigstens talentvoller[2]) Musikerfamilien. Selbst die mathematische Begabung, welche schon erheblich komplizierter ist, ist noch ziemlich oft erblich. Die feldherrliche Begabung ist viel zu zusammengesetzt, um in nennenswertem Maß erblich zu sein. Es handelt sich bei ihr um ein ganz besonderes Zusammentreffen vieler, zum Teil fast widersprechender Faktoren, die durch den Vererbungsprozeß wohl einzeln, aber nur ausnahmsweise in ihrer Gesamtheit, wie sie eben für den großen Heerführer charakteristisch ist, übertragen werden. Ein Vergleich aus dem Würfelspiel mag das veranschaulichen: wenn ich drei Würfel zweimal hintereinander werfe, ist die Wahrscheinlichkeit, daß unter den fallenden Würfeln sich bei den beiden Würfen eine 6 befindet, außerordentlich viel größer als die Wahrscheinlichkeit, daß die fallenden Würfel zweimal hintereinander gerade die Kombination 3 6 5 ergeben. Die Feldherrnkunst verhält sich in dieser Beziehung etwa gerade so wie die Dichtkunst. Auch die dichterische Begabung, wenigstens geniale

[1]) Brief vom 3. Juli 1864.

[2]) Die Begabung des Komponisten ist viel zusammengesetzter.

dichterische Begabung, ist äußerst selten erblich, und die Ursache scheint mir in derselben Tatsache zu liegen: die dichterische Begabung ist gleichfalls aus sehr zahlreichen Einzelfaktoren zusammengesetzt.

Schließlich gewinnen wir so auch ein Verständnis für die große Seltenheit genialer Feldherrnbegabung. Die merkwürdige seelische Konstitution, welche den großen Heerführer charakterisiert, ist nicht nur, wenn sie vorhanden ist, fast niemals übertragbar, sondern sie tritt überhaupt — ganz unabhängig von allen Erblichkeitsfragen — unverhältnismäßig selten auf. Unser Würfelvergleich trifft auch in diesem allgemeineren Sinne zu: Die spezielle Kombination 3 6 5 fällt viel seltener als eine Kombination, die neben der 6 beliebige andere Zahlen enthält. Man ist versucht auf den großen Feldherrn das Dichterwort anzuwenden: „Die Natur, die ihn schuf, zerbrach die Form, aus der sie ihn geschaffen". Friedrich der Große spricht in seinen Generalprinzipien vom Krieg auch von den Talenten, die ein großer General haben müsse, und äußert darüber, ein vollkommener General sei etwas wie ein être de raison, eine platonische Republik oder das centrum gravitatis derer Philosophen oder der Stein der Weisen derer Chymisten, und beruft sich ausdrücklich auf die „kontradizierenden Tugenden", die für einen solchen erforderlich seien [1]). Und Moltke hat in seiner schlichten Weise erklärt, daß auf dem Gebiet der Feldherrnkunst ein Stern erster Größe, der keines Rates bedürfe, sondern in sich selbst erwäge und beschließe, kaum in jedem Jahrhundert einmal auftrete.

Es ist daher wirklich als eine besondere Gunst des Schicksals anzusehen, wenn einem Volk in Zeiten schwerer Kriegsnot dies seltene Geschenk zu Teil wird: wenn ihm große Feldherrntalente zur Verfügung stehen und als solche erkannt und an den gebührenden Platz gestellt [2]) werden. Möge in den langen Jahrhunderten, in denen der ewige Friede noch ein schöner Traum sein wird, Ihrem und meinem Volke diese Gunst in den unabwendbaren Kriegen niemals versagt sein!

[1]) Werke, Berlin 1713, Bd. 6, S. 32 (mit etwas anderem Wortlaut, aber demselben Sinn).

[2]) Daher der Ausruf Humes (Additional Essays N°. 7): „How many Marlboroughs were there in the confederate army, who never rose so much as to the command of a regiment!"

Der Krieg und die Gedanken der Philosophen und Dichter vom ewigen Frieden

(Nach einem Vortrag in der Wiener Urania im November 1915)

Verehrte Anwesende! Es könnte fast ein grausamer Hohn scheinen, wenn ich gerade in dieser schweren Kriegszeit Ihnen das Bild des ewigen Friedens, wie es Dichter und Philosophen geträumt haben, darstelle; scheint er uns doch ferner gerückt als jemals und eben nur ein Hirngespinst einer weltfremden Dichtkunst und Metaphysik zu sein. Und doch ist gerade jetzt eine solche Darstellung nicht überflüssig. Selbst wenn sie wirklich nur unserer Phantasie einen Augenblick der Erholung von der monotonen Not und Gefahr der Gegenwart brächte, müßten wir für ein solches Aufatmen dankbar sein. Vielleicht aber wird sich ergeben, daß jene vermeintlichen Hirngespinste doch auch gerade heute noch einen tiefen Sinn haben und eine ernste Mahnung enthalten, die auch praktisch nicht bedeutungslos ist — allerdings in ganz anderem Sinn, als die meisten Friedensapostel denken.

Schon in den frühesten Zeiten der menschlichen Kultur begegnen uns zwei merkwürdige, geradezu wunderbare Phantasiegebilde: die Sage von einem goldenen Zeitalter und die Sage von einer Walhalla. Beide verherrlichen einen glückseligen Zustand der Menschen: jene preist einen vergangenen ununterbrochenen Frieden und diese ein künftiges ewiges Kämpfen und Kriegen nach dem Tode.

So heißt es in der Edda [1]) von Walhall mit seinen 540 Toren:

„Die Einherier" — das sind die in der Schlacht gefallenen
Helden — „alle in Odhins Saal
Streiten Tag für Tag;
Sie kiesen den Wal und reiten vom Kampf heim
Mit Asen Ael zu trinken."

Anders das goldene Zeitalter, das uns heute besonders interessiert. Sein Hauptmerkmal ist neben der Mühelosigkeit des Da-

[1]) Gylfaginning 41 (Übers. v. Simrock).

seins die Abwesenheit des Kriegs. Während wir aber höchstens von der Zukunft einen solchen ewigen Friedenszustand erwarten, ist es charakteristisch, daß das Altertum den ungestörten Frieden des goldenen Zeitalters meistens in die ferne Vergangenheit, gewissermaßen an die Wiege des Menschengeschlechts verlegt. Es war kein ewiger Friede in unserem Sinn.

Ob das Volk oder einzelne Dichter dies Phantasiegebilde geschaffen haben, läßt sich kaum mehr entscheiden. Die Ähnlichkeit der Sage vom goldenen Zeitalters bei weit voneinander getrennten Völkern spricht wohl mehr zugunsten der ersten Annahme. In der Überlieferung finden wir begreiflicherweise die ältesten Darstellungen bei den Dichtern, aber bei unbefangener Betrachtung gewinnt man auch aus diesen Darstellungen mehr den Eindruck, daß der Dichter die Sage dem Volksglauben entlehnt hat und nur zu ihrer Ausgestaltung und Ausschmückung beiträgt. Überwiegend handelt es sich also ursprünglich um eine Volksdichtung.

Im griechischen Altertum finden wir die erste Schilderung bei Hesiod. Fünf Zeitalter folgen nach seiner Darstellung [1]) aufeinander. Das erste war das goldene. Im Himmel herrschte Kronos. Das Leben der Menschen war frei von allen Mühen und Elend, und der Tod überkam sie wie der Schlaf. Nach dem Tode aber lebten sie weiter als Wächter der Menschen. Dem folgte das silberne Zeitalter. Damals versagten die Menschen zuerst den Göttern Verehrung. Deshalb vertilgte Zeus, der selbst seinen Vater Kronos entthront hatte, sie von der Erde, und sie leben weiter als unterirdische dämonenartige Wesen. Erst mit dem dritten Menschengeschlecht, dem ehernen Zeitalter, begann der allgemeine Krieg. Ehern waren die Rüstungen dieser Menschen, ehern ihre Wohnungen. Schließlich vernichteten sie sich selbst in wechselseitigem Morden und gingen namenlos [2]) ein in das weite Haus des kaltschaurigen Hades. Seltsamerweise unterbricht der Dichter nun den absteigenden Verfall der Menschen und schiebt ein besseres Zeitalter gerechterer Menschen ein. In diesem vierten Zeitalter lebt das Geschlecht der Heroen oder Halbgötter. Es ist die Zeit des trojanischen Kriegs und der Ödipusgeschichte.

[1]) Ἔργα καὶ ἡμέραι, V. 109 ff.

[2]) νώνυμνος bedeutet „namenlos“ und „ruhmlos“.

Teils fallen die Heroen im Krieg, teils[1]) versetzt sie Zeus nach dem Tode auf die Inseln der Seligen an die äußerste Grenze der Erde im Bereich des Okeanos. Sie ersehen daraus, daß die griechische Sage schon in dieser ältesten Gestalt neben dem goldenen Zeitalter einer längst vergangenen Zeit doch auch ein zukünftiges Land der Seligkeit kennt. Es handelt sich gewissermaßen um ein abgeschwächtes, in das Leben nach dem Tode verlegtes goldenes Zeitalter.

Nachdem auch dies Geschlecht dahin gegangen ist, bricht das fünfte, das eiserne Zeitalter, das Zeitalter der Gegenwart herein. Und wahrlich erschütternd ist der Weheruf des Dichters: O wäre ich doch niemals diesem fünften Menschengeschlecht zugesellt, sondern vorher gestorben oder später geboren! Tag und Nacht ist der Erschöpfung und des Elends kein Ende. Alle Bande der Verwandtschaft und Freundschaft und Bundesgenossenschaft sind gelöst. Meineid und Verleumdung nehmen überhand. Aidos und Nemesis — Scham und Ehrgefühl — fliehen von den Menschen zu den Unsterblichen, und es wird keine Abwehr des Unheils möglich sein.

Der dichtende Volksglaube und die Dichtkunst im engeren Sinne haben seitdem bei den Griechen und Römern unablässig an dieser fruchtbaren Sage gearbeitet. Dabei traten die mittleren Zeitalter meistens mehr und mehr in den Hintergrund, und die Phantasie konzentrierte sich ganz auf die Ausmalung des Kontrasts zwischen dem ersten, dem goldenen Zeitalter, und dem letzten, dem eisernen, d. h. der Gegenwart.

In der Sage des römischen Volkes verwandelte sich das goldene Zeitalter in das „saturnische". Kronos, der nach Hesiod das goldene Zeitalter beherrschte, wurde mit dem italischen Saatgott Saturnus (Saeturnus) identifiziert[2]). Ja, die Sage wollte wissen, daß Kronos nicht mit den anderen Titanen von Zeus im Tartarus eingekerkert worden sei, sondern nach Italien geflohen sei und dort von dem sagenhaften König Janus die Herrschaft erhalten habe[3]). Zu Ehren des Saturn, zum Andenken an die vergangene Zeit ewigen Friedens

[1]) Die nicht ganz logische Zweiteilung gebe ich dem Original entsprechend wieder.

[2]) Übrigens wird auch Κρόνος von κραίνω = zeitigen abgeleitet.

[3]) Daher auch die Bezeichnung Saturnia für Italien.

wurden die Saturnalien gefeiert, die wohl ursprünglich mit der Beendigung der Wintersaat und Winterbestellung der Felder zusammenfielen. Sie dauerten vom 17. bis zum 23. Dezember. Man beschenkte sich gegenseitig mit Kerzen und Tonfiguren[1]). Alle Arbeit ruhte. Allgemeine Gleichheit herrschte. Die Herren ließen sich herbei, die Sklaven zu bewirten. Man begrüßte sich mit dem Zuruf: „Io Saturnalia, io bona Saturnalia." Nach acht Tagen kehrte alles wieder in das alte Geleise der Arbeit und des Kampfes und der Ungleichheit zurück. Man hatte aber doch wenigstens das saturnische Zeitalter für eine kurze Zeit wieder genossen.

Daneben gab man auch die Vorstellung von einem noch gegenwärtigen Land der Seligen und einem künftigen Aufenthalt daselbst nicht ganz auf. Wurde das goldene Zeitalter in eine ferne Vergangenheit verlegt, so wurden die Inseln der Seligen in einen fernen Raum, ein unerreichbares oder kaum erreichbares Gebiet der Erde verlegt. Dabei erhielt sich zwischen diesen beiden Phantasiegebilden jene Ähnlichkeit, die wir schon bei Hesiod gefunden haben. Die Inseln der Seligen sind kein Walhall, in dem die Helden tagaus tagein kämpfen, sondern sie werden überwiegend als ein Land des Friedens und der Ruhe geschildert. Wie nahe sich die beiden Vorstellungen — des goldenen Zeitalters und der Inseln der Seligen — standen, geht auch aus folgendem hervor. Eine Sage wollte wissen, daß Kronos sich mit Zeus später ausgesöhnt habe und mit Rhadamanthys zum Herrscher über die Inseln der Seligen ernannt worden sei[2]). Hier wird also sogar derselbe Gott an die Spitze der beiden Phantasiereiche gestellt. Der politischen Wirklichkeit war auch das Land der Seligen entrückt. Es schwebt gewissermaßen halb im Diesseits, halb im Jenseits. Der Gedanke eines erstrebenswerten und erreichbaren ewigen Friedenszustandes innerhalb der damaligen Kulturwelt selbst, der Gedanke ihrer Umwandlung in eine Welt des Friedens lag sowohl dem römischen wie dem griechischen Volk ganz fern. Ein

[1]) Wie weit die Weihnachtssitte der Beschenkung hiermit zusammenhängt, bleibt fraglich. — In Griechenland existierte ein analoges Fest, die Κρόνια, doch gelangte es dort nicht zu ähnlichem Ansehen.

[2]) An der oben zitierten Stelle des Hesiod, V. 169, findet sich diese Sage bereits, doch ist der Vers wahrscheinlich erst nach Hesiods Zeit eingeschoben worden (vgl. E. Rohde, Psyche, 4. Aufl., Tübingen 1907, Bd. 1, S. 105).

charakteristisches Beispiel bietet unter manchen anderen der Geschichtsschreiber Theopomp, der zur Zeit Alexanders des Großen lebte. In seinem Geschichtswerk über Philipp von Mazedonien und seine Zeit [1]) finden wir eine Erzählung des trunkenen Silen von einem unermeßlichen Wunderland eingeflochten, in dem sich zwei Städte gegenüberstehen: Kriegstadt (Μάχιμος) und Frommstadt (Εὐσεβής). Die Frommstadt ist die Stadt des ewigen Friedens und des arbeitslosen Glücks. Ausdrücklich wird nun betont, daß dieses Land außerhalb dieser Welt (ἔξω τούτου τοῦ κόσμου) liege. Keinen Augenblick taucht der Gedanke auf, daß das Reich des Friedens auf die engere Welt innerhalb des Okeanos übergreifen könnte.

Nur hin und wieder scheint die Unerreichbarkeit des Wunschlandes zweifelhaft zu werden. So taucht gelegentlich die Vorstellung auf, daß die dem Achill heilige Insel Leuke an der Donaumündung im schwarzen Meer das selige Land des Friedens sei. Ja, der große römische Feldherr und Staatsmann Quintus Sertorius, der Gegner des Pompejus in Spanien, plante sogar eine Expedition nach den Kanarischen Inseln [2]), die nach einer anderen Anschauung die Inseln der Seligen sein sollten. Im allgemeinen kennen jedoch auch die späteren römischen und griechischen Dichter [3]), Historiker und Redner

[1]) Theopompi Fragmenta in Fragm. histor. Graec., ed. Car. et Th. Muller, Paris 1841, S. 289 ff. (aus Aelian, Var. hist. III, 18). Nach Rohde schwebte dem Theopomp die Atlantis Platos vor. Hirzel nimmt Beziehungen Theopomps zu den Zynikern an. Vgl. Rhein. Mus. f. Philol., Bd. 47, S. 359 und 48, S. 110.

[2]) Neuerdings hat man zuweilen vermutet, daß der sagenhafte Inselstaat Atlantis, von dem Plato im Timäus und Kritias erzählt, auf die Kanarischen Inseln verlegt worden sei. Jedenfalls hat aber die Atlantis mit dem ewigen Frieden nichts zu tun, im Gegenteil rühmt die Sage die kriegerischen Erfolge der Atlantisfürsten. Vgl. oben Anm. 1.

[3]) Allbekannte Beispiele solcher poetischen Schilderungen sind, soweit speziell der ewige Friede in Betracht kommt, folgende:

Ovid, Metamorph. I, 89 ff.: Aurea prima sata est aetas, quae vindice nullo
Sponte sua sine lege fidem rectumque colebat.
Poena metusque aberant .... Sine militis usu
Mollia securae peragebant otia gentes.

Tibull, Carm. I, 3, 47 ff.: Non acies, non ira fuit, non bella nec ensem
Inmiti saevus duxerat arte faber.

Eine der interessantesten und merkwürdigsten halbdichterischen Beschrei-

den ewigen Frieden nur in einer fernen mythischen Vergangenheit oder an einem fernen, von der Kulturwelt weit getrennten, ebenso mythischen Ort.

Vollends lag den **Philosophen** des klassischen Altertums der Gedanke an einen ewigen Frieden im Sinn der späteren Bestrebungen gänzlich fern. Größtenteils betrachteten sie den Zustand eines ununterbrochenen Friedens gar nicht als das Ideal des politischen Daseins. Der Idealstaat Platos hat, wenn auch die Philosophen an seiner Spitze stehen, einen durchaus militärisch-kriegerischen Charakter. Aristoteles verwirft zwar die einseitig kriegerische Tendenz des spartanischen Staats und bezeichnet den Frieden als den Endzweck des Kriegs [1], erkennt aber doch den Krieg auch in sehr weitem Umfang als gerecht an, so z. B. den Krieg gegen Völker, die zum Beherrschtwerden, d. h. wohl zur Sklaverei von Natur geschaffen sind und sich dieser Unterjochung widersetzen [2]. Nur in dem Idealzustand der Welt, den sich die **Zyniker** ausmalen, spielt der ewige Friede eine Rolle. Indessen ist er hier nur eine Folge der allgemeinen Bedürfnislosigkeit. Besitz existiert nämlich kaum. Statt aus Metall werden Münzen aus Knochen hergestellt. Weiber und Kinder sind allen gemeinsam. Alle Abgrenzungen nach Staaten und Völkern fallen weg. Damit ist freilich der ewige Friede einigermaßen gesichert, aber offenbar um den Preis eines menschenwürdigen Daseins. Das Altertum war daher für dieses zynische Ideal ganz unempfänglich, und Plato sprach wohl nur die allgemeine Meinung aus, wenn

---

bungen des Zeitalters des Kronos findet sich im platonischen Politicus (268E ff.), dessen Echtheit allerdings zweifelhaft ist.

Kritische Zweifel an dem goldenen Zeitalter sind übrigens schon im Altertum aufgetreten (s. unten S. 57), vollends wurden die Inseln der Seligen später oft auch zum Gegenstand des Spotts gemacht (vgl. z. B. Lucian, 'Επιστ. Κρονικαί, 1 und 'Αληθῆς ἱστορία, I, 11 ff.). Selbst die Saturnalien entgingen der Satire nicht (Lucian, Τὰ πρὸς Κρόνον). Vgl. auch Pherecrates bei Meineke, Fragm. com. graec., Ed. min., Berol. 1847, Pars I, S. 107 ff.

[1]) Akad. Ausg. 1333a: „πόλεμον εἰρήνης χάριν, ἀσχολίαν δὲ σχολῆς, τὰ δ' ἀναγκαῖα καὶ χρήσιμα τῶν καλῶν ἕνεκεν" (Worte, die eine ganze Weltanschauung kurz formulieren).

[2]) Akad. Ausg. 1256. In der sehr wahrscheinlich unechten, Alexander d. Gr. gewidmeten Rhetorik werden als Kriegsgründe (προφάσεις) auch angeführt: τὸ τῇ πόλει συμφέρον, εὐδοξία, εὐπορία, δύναμις usf. (Akad. Ausg. 1425a).

er ein solches Staatswesen als einen Staat von Schweinen (ὑῶν πόλις) bezeichnete [1]).

Auch bei anderen Völkern des Altertums kehrt die Sage von einem goldenen Zeitalter und von einem Wunschland in ähnlicher Form wieder [2]). So erzählt uns Strabo [3]) von einem goldenen Zeitalter der indischen Völker, so soll auch Zarathustra, der Religionsstifter der Perser, nicht nur ein Walhall, sondern auch ein ursprüngliches Zeitalter des Friedens, das als Paradies bezeichnet wird, lehren. Auch die ergreifende Darstellung im ersten Gesang unserer alten Götterlieder in der älteren Edda weist wohl auf eine ähnliche Vorstellung hin. Nur sind es seltsamerweise nicht die Menschen oder wenigstens nicht nur die Menschen, die dies goldene Zeitalter genießen. Die Asen, also die Götter selbst „einten sich auf dem Idafelde" und

„warfen im Hofe heiter mit Würfeln
Und darbten goldener Dinge noch nicht".

Und später heißt es ausdrücklich: als diese Zeit endete,

„Da wurde Mord in der Welt zuerst,
Da sie mit Geren die Goldkraft stießen".

Damit bricht eben die Götterdämmerung herein, in der auch Walhall untergeht. Daneben aber kannten die alten Germanen im Gegensatz zu den Griechen und Römern auch ein goldenes Zeitalter der Zukunft. In derselben Sage heißt es weiter: Alles ist zunächst mit der Götterdämmerung untergegangen.

„Alle Wesen müssen die Weltstatt räumen.
Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel schwinden die heitern Sterne.

[1]) Respubl. 372D. Wenigstens geht die übliche Ansicht dahin, daß Plato hier den zynischen Staat gemeint habe (s. z. B. Zeller, Philosophie d. Griechen, Teil 2, Abt. 1, 4. Aufl., S. 326). Im Hinblick auf das Wohlleben, das in diesem Staat von Schweinen herrscht, habe ich doch noch erhebliche Bedenken gegen diese Deutung.

[2]) Vgl. Joh. Poeschel, Das Märchen vom Schlaraffenland, in Beitr. z. Geschichte der deutschen Spr. u. Lit., 1878, Bd. 5, S. 389 (nam. S. 395 ff. indische und chinesische Sagen) sowie Arthur v. Kirchenheim, Schlaraffia politica (anonym erschienen), Leipzig 1892.

[3]) Die Angaben sind allerdings recht unbestimmt.

Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel."

Dann aber fährt die Seherin, der diese Verse in den Mund gelegt werden, mit jenen an Harfenklang erinnernden Versen fort:

„Da seh' ich auftauchen zum andern Male
Aus dem Wasser die Erde und wieder grünen.
Die Fluten fallen, darüber fliegt der Aar . . ."

Die Asen einen sich wieder auf dem Idafelde, die wundersamen goldenen Bälle, die in Urzeiten die Asen hatten, finden sich wieder.

„Da werden unbesäet die Äcker tragen,
Alles Böse bessert sich, Baldur kehrt wieder.
Einen Saal sehe ich heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höhen:
Da werden bewährte Leute wohnen
Und ohne Ende der Ehren genießen." [1])

Daß auch den semitischen Völkern das Phantasiebild eines goldenen Zeitalters an sich nicht fremd war, geht aus der biblischen Darstellung des Paradieses deutlich hervor. Und auch ein künftiges Zeitalter des ewigen Friedens fehlt im alten Testament nicht. So heißt es in einer Stelle aus dem Propheten Jesaias [2]): „Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln [3]) machen; denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden fortan nicht mehr kriegen lernen." Sie bemerken aber zugleich den wesentlichen Unterschied: der ewige Friede des Jesaias wird von einem Eingreifen Gottes, erst von dem „Tag des Herrn Zebaoth" erwartet.

Mit dem klassischen Altertum ging auch die Sage von einem vergangenen goldenen Zeitalter zu Grabe. Mehr und mehr brach

[1]) Ob bei der Entstehung dieser Sage von einem neuen goldenen Zeitalter nach der Götterdämmerung vielleicht doch schon ein Einfluß des Christentums mitgewirkt hat, muß dahingestellt bleiben.

[2]) Kap. 2, Vers 4.

[3]) Die Sichel war auch bei den Römern ein Friedenssymbol. Saturn als Herrscher des goldenen Zeitalters wird als sicheltragend gedacht („Saturnus falcifer").

sich die Anschauung durch, daß der Urzustand der Menschen gerade umgekehrt ein ununterbrochener gegenseitiger Kampf war. Schon Cicero[1]) spricht z. B. wie von einer ganz bekannten Tatsache davon, daß es ursprünglich weder ein natürliches noch ein bürgerliches Recht gegeben und nur die Gewalt geherrscht habe. Wie Hobbes im 17. Jahrhundert es ausdrückte: wie Wölfe verhielten sich die Menschen zueinander („homo homini lupus"), der Krieg aller gegen alle wütete, allen ist die mutua laedendi voluntas angeboren. Vergeblich haben 100 Jahre später noch einmal Rousseau und Bernardin de St-Pierre versucht, den ursprünglichen Naturzustand des Menschen im Sinne eines goldenen Zeitalters zu idealisieren. Der Glaube an diesen Traum eines vergangenen ewigen Friedens war nicht wieder zu wecken. Die Phantasie suchte ihn fortan in der Zukunft.

Das Christentum war zunächst der Vorstellung eines ewigen Friedens, auch eines künftigen in unserem Sinne überhaupt nicht günstig. Das goldene Zeitalter der Vergangenheit wurde im Anschluß an die Erzählungen des alten Testaments bis in das Paradies zurückverlegt, in eine Zeit, wo noch keine Völker existierten, und der ewige Friede der Zukunft wurde von der Erde weg in das Jenseits, in den Himmel verschoben. Für den christlichen Standpunkt war das Verlangen eines ewigen Friedens auf Erden nebensächlich gegenüber dem Verlangen nach dem Himmelreich. Wohl verkündeten die Engel ein „Friede auf Erden". Ja, eine im 5. Jahrhundert aufgekommene Sage behauptete sogar, daß gerade zur Zeit von Christi Geburt zum ersten Male nach langer Zeit der sogenannte Janustempel in Rom, dessen Tore in Kriegszeiten stets offen standen, zum Zeichen des kommenden Friedens geschlossen war[2]). Aber sehr

[1]) Pro P. Sextio, cap. 42 (91): „Quis enim vestrum, judices, ignorat, ita naturam rerum tulisse, ut quodam tempore homines, nondum neque naturali neque civili jure descripto, fusi per agros ac dispersi vagarentur tantumque haberent, quantum manu ac viribus per caedem ac vulnera aut eripere aut retinere potuissent?" S. auch Horaz, Satir. I, 3, 99 ff.

[2]) Die Sage wird zuerst von Orosius mitgeteilt. Tatsächlich war die Janushalle in den in Betracht kommenden Jahren nicht geschlossen. Vgl. Joannes Masson, Jani templum Christo nascente reseratum seu tractatus chronologico-historicus etc., Roterodami 1700 (411 Seiten!).

bald verzichtete man auf diesen irdischen Frieden ganz. Das Erdendasein verlor seine Bedeutung für das Glück der Menschen.

Die Kirchenväter behandelten daher auch die Kriege der Erde nur beiläufig und keineswegs in Übereinstimmung miteinander. Tertullian erklärte den Krieg und den Militärdienst vom christlichen Standpunkt aus für durchaus unzulässig. Sein berühmter Ausspruch: „nichts ist uns gleichgültiger als der Staat" — ein Ausspruch, der allerdings vom Standpunkt der damaligen politischen Verhältnisse beurteilt werden muß — gibt die beste Erklärung für diese Stellungnahme. Andererseits sprechen sich z. B. Ambrosius und Augustin zugunsten des Kriegs — selbstverständlich unter bestimmten Einschränkungen — aus.

Merkwürdigerweise war es ein römischer Kaiser, noch dazu einer der kriegerischsten, Probus (276—282), der das Idealbild eines ewigen Friedens auf der Erde ganz unvermittelt wieder aufstellte. Ob dabei wenigstens mittelbar der Einfluß christlicher Lehren beteiligt war, muß dahingestellt bleiben. Auch hat es sich vielleicht nur um den etwas überschwänglichen Ausdruck kaiserlicher Weltbeglückungspläne gehandelt. Die Worte, die ihm zugeschrieben werden, entsprechen jedenfalls ganz der Phantasievorstellung eines goldenen Zeitalters: keine Waffen sollten mehr geschmiedet werden, die Völker keine Kriegslieferungen mehr steuern; das Roß wird nur dem Frieden geboren werden, überall wird Friede sein, Soldaten werden überflüssig sein [1]). Er fing auch in der Tat mit allerhand Friedenswerken, Flußregulierungen, Straßenbauten, Austrocknen von Sümpfen u. a. m. an, aber die Soldaten, denen er eine scharfe Mannszucht zumutete, erschlugen ihn.

Es ist sehr bezeichnend, daß dann jahrhundertelang von einem goldenen Zeitalter oder von einem ewigen Frieden kaum noch ge-

[1]) Diese Sätze werden uns von Vopiscus in der Vita Probi (enthalten in der unter Diokletian verfaßten, aber wahrscheinlich später umgearbeiteten Sammlung der Scriptores historiae Augustae), Kap. 20 mitgeteilt. Es mag sich übrigens zum Teil um Ausschmückungen des Biographen handeln, doch ist wenigstens die Äußerung brevi milites frustra fore bzw. necessarios non futuros auch anderwärts überliefert (s. Aurelius Victor, De Caesaribus, cap. 37 u. Eutrop, Breviarium historiae Romanae, Lib. IX, cap. 17). Vgl. E. Dannhäuser, Untersuchungen z. Geschichte des Kaisers Probus, Diss. Jena 1909, S. 84 ff.

sprochen wurde. Die kirchliche Philosophie, die Scholastik, war im allgemeinen viel zu weltfremd, als daß sie Interesse und Verständnis für solche irdische Ideale gehabt hätte. Man versuchte höchstens — ganz unabhängig von jenen Phantasievorstellungen der alten Sagen, Dichter und Philosophen, nur unter dem unmittelbaren Eindruck des Elends der fortwährenden Fehden — ab und zu wenigstens innerhalb des einzelnen Staates für den Frieden zu wirken. So benützte die südfranzösische Geistlichkeit im Jahre 1034 eine schwere dreijährige Hungersnot, um einen absoluten ewigen Frieden beschwören zu lassen[1]), und sechs Jahre später wurde die sogenannte Treuga Dei, der Gottesfriede verkündet: danach waren die Tage von Donnerstag bis Montag (ausschließlich) feierlich gefriedet. Fehde an diesen Tagen war mit schweren kirchlichen und weltlichen Strafen bedroht. Auch an den anderen Tagen sollten wenigstens Priester, Kaufleute, Landbauern, Haustiere und Feldfrüchte unbedingt geschont werden (1054). Es kam sogar auf der Kirchenversammlung zu Clermont im Jahre 1095, auf der der erste Kreuzzug beschlossen wurde, zu einem Versuch, diesen Gottesfrieden auch auf die Kämpfe der Völker untereinander auszudehnen. Wie wenig jedoch dieser Versuch dem philosophischen Friedensideal entsprach, geht schon daraus hervor, daß er in unmittelbarer Verbindung mit dem Beschluß eines Gotteskriegs gegen die Heiden stand. Aber auch der Erfolg war äußerst dürftig. Daher mußten z. B. in Deutschland die Kaiser immer neue Landfriedensgesetze erlassen, so u. a. Friedrich II., Wenzel, Siegismund. Selbst der „ewige Landfriede" Maximilians I. vom Jahre 1495, der jede Fehde mit Acht und einer Buße von 2000 Mk. bestrafen wollte, blieb bekanntlich erfolglos. Dasselbe gilt von den zahllosen Landfriedensbünden der Städte. Überall wurden höchstens vorübergehende örtliche Besserungen erzielt. Praktisch waren diese selbstverständlich für den Augenblick immerhin damals noch viel mehr wert als alle sagenhaften oder dichterischen oder philosophischen Friedensphantasien, für welche jene Zeit ganz unzugänglich war. Es handelte sich um politische Friedensbestrebungen in relativ engen

[1]) Vgl. hierzu und zum Folgenden M. Jähns, Über Krieg, Frieden und Kultur, 2. Aufl., Berlin 1893, S. 183 ff. u. Aug. Kluckhohn, Geschichte des Gottesfriedens, Leipzig 1857, namentl. S. 28, 38, 52, 65 ff.

Grenzen, die mit dem dichterisch-philosophischen Ideal, das uns heute beschäftigt, fast nichts zu tun haben.

Nur in einer Form regte sich noch hin und wieder der Gedanke eines allgemeinen ewigen Friedens. Man erwartete gelegentlich in absehbarer Zeit den Untergang der Welt und den Eintritt des Reiches Christi. So wurde er für das Jahr 1000 prophezeit, und später wiederholten sich ähnliche Prophezeiungen immer wieder, so z. B. für 1848, jetzt für das Jahr 2000 oder gar das Jahr 25920. Selbstverständlich hat der ewige Frieden dieser sogenannten Chiliasten gar nichts mit unserem ewigen Frieden zu tun. Wir verlangen ihn gerade für diese Welt und noch auf dieser Welt, während der Chiliast ihn erst jenseits der irdischen Welt in einem freilich oft recht irdisch gedachten Reich Gottes erwartet.

Der erste Schriftsteller, bei dem der Gedanke eines allgemeinen ewigen Friedens auf der Erde unabhängig vom Reich Gottes wieder von fern anklingt, ist wohl Dante. Freilich ist er auch hier noch eng mit der damaligen Politik verknüpft. Dante konstruierte sich eine Universalmonarchie, an deren Spitze er den deutschen Kaiser römischer Nation stellte. Die Schrift, in der er diese Gedanken niederlegte, ist „De Monarchia" betitelt und wahrscheinlich nach 1317 verfaßt[1]). Da heißt es u. a.: Der allgemeine Friede (pax universalis) ist das Beste von allem, was zu unserem Glück dient. Nur er gestattet der Menschheit ihr letztes Ziel zu erreichen, und weder der einzelne Mensch noch ein einzelner Staat kann ihn herbeiführen[2]). Seiner Verwirklichung steht nämlich die Begehrlichkeit (cupiditas) der Menschen im Wege. Daher wird nur ein Universalmonarch, der nichts mehr zu begehren hat, weil er schon alles besitzt, den ewigen Frieden herbeiführen können. Auf die Frage, wie nun diese Universalmonarchie verwirklicht werden könne und ob sie mit dem Unter-

[1]) Über die Abfassungszeit und andere Streitfragen, die sich an diese Schrift Dantes knüpfen, vgl. Fr. X. Kraus, Dante, Berlin 1897, S. 270 ff. u. 678 ff.

[2]) Ich kann mir nicht versagen, diesen großen Gedanken Dantes von der „humana civilitas" mit der wörtlichen Anführung des entscheidenden Satzes zu belegen (Lib. I, § 4): „Est ergo aliqua propria operatio humanae universitatis, ad quam ipsa universitas hominum in tanta multitudine ordinatur; ad quam quidem operationem nec homo unus, nec domus una, nec vicinia, nec una civitas, nec regnum particulare pertingere potest."

gang der Selbständigkeit der einzelnen Staaten nicht zu teuer erkauft werde, geht er kaum ein. Auch gibt er die allgemeine philosophische Bedeutung seines Plans alsbald preis, indem er nachzuweisen sucht, daß nur dem römischen Volk das Recht auf diese Weltherrschaft zukomme und der römische Kaiser, damals Heinrich von Luxemburg, also jener gesuchte Universalmonarch sei. Er glaubt sogar, daß sein Idealreich unter Augustus bereits einmal nahezu verwirklicht gewesen sei. Damit war der ganze Plan seines philosophischen Charakters entkleidet und in das Bereich der Politik, sogar der damaligen Tagespolitik gerückt.

Vielleicht hat er gerade deshalb keinen erheblichen Einfluß gehabt, und es wäre wohl nicht einmal notwendig gewesen, das Buch auf den Index der von der Kirche verbotenen Bücher zu setzen. Es war schließlich doch nur eine Parteischrift, deren philosophischer Grundgedanke ganz von der politischen Tendenz zurückgedrängt wurde. Es klingt daher auch fast wie ein Hohn, wenn ein französischer Rechtsanwalt Pierre du Bois bald danach eine Philipp dem Schönen gewidmete Streitschrift gegen Dante veröffentlichte, in der er ebenfalls für eine Universalmonarchie eintrat, diese aber für die Franzosen beanspruchte. Seine Argumentation läuft dabei kurz darauf hinaus, daß „die Franzosen ein sichereres Urteil besäßen, um nicht unüberlegt zu handeln und sich nicht mit der rechten Vernunft in Widerspruch setzen (un jugement plus sûr de ne pas agir inconsidérément et de ne pas se mettre en opposition avec la droite raison)."[1] Damit war der Krieg um dieselbe Universalmonarchie, die den allgemeinen Frieden bringen sollte, fast offiziell proklamiert. Gewissermaßen um keinen Zweifel über die Bedeutung des ganzen Vorschlags zu lassen, rühmt der Verfasser überdies in der Einleitung eine von ihm erfundene neue Methode der Kriegsführung, die auf eine systematische, rücksichtslose Verwüstung und Plünderung des feindlichen Landes hinausläuft.

Auch in den folgenden Jahrhunderten tritt der Gedanke des

---

[1]) Die Schrift scheint nicht im Druck erschienen zu sein. Die Originalmitteilung über ihren Inhalt von Wailly war mir nicht zugänglich. Ich entnehme daher die oben angeführten Sätze aus M. Jähns, l. c. S. 182 u. Geschichte der Kriegswissenschaften, München-Leipzig 1889, Bd. 1, S. 194.

ewigen Friedens fast nur in Gestalt solcher, kurz gesagt, politisch-interessierter Vorschläge auf. Es war das gewissermaßen ein vorteilhaftes Surrogat für den philosophischen allgemeinen Frieden, an den niemand mehr zu denken schien. Das philosophische, philanthropische Gewand wurde höchstens zu einer notdürftigen Einhüllung oder vielmehr Verhüllung der wirklichen Absichten verwendet. Dabei zog man bald meistens die Form des Staatenbundes, wenigstens eines nominellen, der Universalmonarchie Dantes vor.

So ließ z. B. Heinrich IV. von Frankreich um 1606 von seinem Minister, dem Herzog von Sully, den Plan einer christlichen Republik und eines allgemeinen ewigen Friedens für Europa ausarbeiten[1]). Diese Republik war als ein Verband von 15 Einzelstaaten gedacht, die nach dem Nationalitätsprinzip abgeteilt werden sollten. Schon hier sieht bei diesem Plan, den Heinrich IV. in einem der Veröffentlichung des Plans lange vorausgehenden Brief an Königin Elisabeth von England selbst als eine „chose plus céleste qu'humaine" bezeichnet, der Pferdefuß heraus. Die Macht des Hauses Habsburg sollte zerstört werden. Das aus vielen Nationalitäten zusammengesetzte habsburgische Reich wird nach diesem Plan für immer auf Spanien, einige Inseln und die Kolonien beschränkt. Die Strenge dieser Behandlung sei wohlverdient: „ebenso gerecht wie notwendig". Füge sich das Haus Habsburg nicht, obwohl man ihm eventuell noch weitere, erst zu entdeckende Kolonien in Aussicht stellen könne, und ziehe es den Degen, so sei sein Kampf hoffnungslos, denn angesichts der Versprechungen, die man bei dem Plan allen Fürsten Europas mache, sie auf Kosten von Habsburg zu bereichern, habe es von niemand Hilfe zu erwarten. Fast zynisch heißt es dann: „il y avait donc ici à gagner pour tout le monde". Zum Überfluß wird gleich noch ein Kriegsplan gegen das Haus Habsburg entwickelt. Frankreich selbst beansprucht außer dem Ruhm, alles Abgenommene

[1]) Mémoires du duc de Sully, livre XXX. Mir stand nur die Pariser Ausgabe v. J. 1822 (daselbst Bd. 6, S. 81—155) zur Verfügung. Moriz Ritter hat behauptet, daß es sich nur um eine private Arbeit Sullys handelt (Die Memoiren Sullys und der große Plan Heinrichs IV., München 1870). Seine Beweisführung ist jedoch nicht ganz überzeugend. Vgl. auch Th. Kükelhaus, Der Ursprung des Planes v. ew. Frieden in den Memoiren des Herzogs von Sully, Diss., Berlin 1892 u. Lettres intimes de Henry IV, ed. Dussieux, Paris 1876 (Ref.).

nach Recht und Billigkeit zu verteilen („de distribuer les différens démembremens avec équité"), nur die Provinzen Artois, Hennegau, Cambray, Tournay, Namur und Luxemburg ausdrücklich für sich, und zwar mit einer Begründung, die bei jeder Übersetzung unendlich verlieren würde; es heißt nämlich: „da diese Gebiete ne convenaient bien qu'à elle". Eine Hauptaufgabe dieses Friedensbundes sollte dann die Bekriegung der Türken und ihre Vertreibung aus Europa sein. Auch der „Großherzog von Moskau" oder Czar von Rußland sollte, wenn er sich weigern würde beizutreten, nach Asien vertrieben werden. Zu diesen Kriegen sollte Deutschland 60000 Mann zu Fuß und 20000 Reiter stellen, während sich Frankreich mit 20000 bzw. 4000 begnügen wollte. Es ist sicher nicht uninteressant, daß dieser Plan gerade in England beifällig aufgenommen wurde, das an der Schwächung und Isolierung der spanischen Habsburger ebenfalls ein besonderes Interesse hatte. Sully bezeichnet die Königin Elisabeth geradezu als Miturheberin des ganzen Projekts[1]).

Noch etwas klarer, fast humoristisch klar tritt der egoistisch-politische Charakter eines solchen friedlichen Universalstaates etwa 100 Jahre später in dem vielgenannten Werk eines Abbé Charles-Irénée Castel de St.-Pierre hervor. Es betitelt sich direkt: „Projet de traité pour rendre la paix perpétuelle entre les souverains chrétiens . . . proposé autrefois par Henry le Grand, Roy de France, agréé par la reine Elisabeth, par Jacques premier, Roy d'Angleterre . . . et par la plupart des autres potentats de l'Europe" (Utrecht 1716—1717)[2]) und stellt auch zwölf Fundamentalartikel auf. Unter diesen zwölf Artikeln sind folgende besonders interessant. In der Rangordnung des Staatenbundes steht Frankreich an erster Stelle, Spanien an zweiter, Österreich an siebzehnter, dann hinter Kurland und den freien Städten zum Schluß Preußen und die deutschen Kurfürstentümer[3]). Die größten Beiträge in die allgemeine Kasse zahlt die Türkei mit $4^1/_2$ Millionen Livres, Frank-

[1]) L. c., S. 127.

[2]) Später veröffentlichte er ein Abrégé du projet de paix perpétuelle (1738). Das Original war mir nicht zugänglich. Vgl. R. Fester, Rousseau u. die deutsche Geschichtsphilosophie, Stuttgart 1890, S. 310 ff.

[3]) Im „Suplément à l'abrejé", Rotterdam 1733, S. 55 finde ich übrigens eine andere Reihenfolge.

reich begnügt sich mit einem Beitrag von 3 Millionen pro Jahr. Aber noch charakteristischer ist die Bestimmung eines Artikels, wonach die Krone Spaniens für immer mit dem Hause Bourbon verbunden bleiben soll.

Selbst im letzten Jahrhundert flackerte der Gedanke einer einseitigen egoistischen Ausnützung des Weltfriedensplans noch einmal auf. Napoleon I. hat auf St. Helena erklärt, daß er nach seinen Kriegen den allgemeinen ewigen Frieden der Erde habe schenken wollen. Daß auch dieser allgemeine Friede mit der Hegemonie eines Landes oder eines Mannes identisch gewesen wäre, bedarf keines Beweises.

Ich habe Ihnen absichtlich kurz auch einige dieser ganz unphilosophischen, rein-politischen und noch dazu politisch-interessierten Universalfriedenspläne geschildert, um sie scharf den Friedensgedanken der Philosophen, die uns heute beschäftigen, gegenüberzustellen[1]).

Nur ganz allmählich regte sich auch bei den Philosophen das Interesse für das Problem des ewigen Friedens. Zunächst waren es nur einzelne Sekten, die gegen den Krieg und den Militärdienst protestierten, so namentlich die Wiedertäufer, Quäker und Mennoniten. Erasmus von Rotterdam beschränkte sich in seinen Schriften gegen den Krieg im wesentlichen auf entrüstete Deklamationen und bittere Spöttereien über die Greuel und den Unfug der Kriege. Nicht einmal in den halbphilosophischen utopischen Staatsphantasien, die damals wieder auftauchten, spielt der ewige Friede eine größere Rolle. So wird in dem Idealstaat des Thomas Morus (1480—1535) auf der Insel Utopia[2]) allerdings der Krieg prinzipiell verworfen,

[1]) In dieselbe Kategorie rechne ich auch den Friedensplan des klugen, ehrgeizigen böhmischen Königs Georg Podiebrad (gest. 1471), der nach der Kaiserkrone von Byzanz strebte. Der von ihm vorgeschlagene europäische Friedensbund, dessen erster Gedanke übrigens einem intriganten Juristen Martin Mayr zugeschrieben wird, verrät seine Tendenz schon darin, daß der Kaiser, Podiebrads Gegner, aus dem Bund ganz ausgeschlossen bleibt. Vgl. z. B. Georg Voigt, Histor. Ztschr., 1861, Bd. 5, S. 398 ff., nam. S. 454 ff. Ebenso gehört hierher der Plan des Kardinals Wolsey, zugunsten Heinrichs VIII. von England einen allgemeinen Frieden zu stiften. Jähns (l. c. S. 232) erwähnt auch einen analogen Plan zugunsten des Papstes in dem Aureus tractatus von Giulio Ferretti.

[2]) De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia, Lovan. 1516. Morus rechnet seine Schrift zur „philosophia civilior“ im Gegensatz zur „philosophia scholastica“. Die Utopier greifen nur zu den Waffen, damit sie „aut

aber doch als unvermeidlich betrachtet und daher durch einen ausgiebigen, sogar auf die Frauen sich erstreckenden Militärdienst vorbereitet. Nicht einmal Verträge schließen die Utopier, denn sie sind — ganz modern — überzeugt, daß sie doch nur solange gehalten werden, als es den Vertragschließenden vorteilhaft erscheint.

Nicht viel anders ist es in einer anderen berühmten Utopie, dem kommunistischen Sonnenstaat des Campanella[1]) (1568—1639) auf der Insel Taprobane im Atlantischen Ozean. An seiner Spitze steht allerdings ein priesterlicher Philosoph, aber von den drei höchsten Beamten, die ihm unterstellt sind, ist einer nichts anderes als das, was wir heute Kriegsminister nennen würden[2]). In der seinerzeit hochberühmten, vielgelesenen Schrift Oceana des in Geisteskrankheit gestorbenen Republikaners Jacob Harrington[3]) (gest. 1677) ist von zahllosen Einzelheiten in der Einrichtung des Idealstaats die Rede, vom ewigen Frieden wird dagegen nicht gesprochen. Es ist überhaupt sehr charakteristisch, daß die meisten dieser utopischen Idealstaaten auf eine Insel im Weltmeer verlegt werden. Utopus, der Herrscher des Morusschen Idealstaats, verwandelt sogar Utopien künstlich in

suos fines tueantur, aut amicorum terris infusos hostes propulsent aut populum quempiam tyrannide pressum miserati suis viribus Tyranni jugo ant servitute liberent". Auch verwenden sie im Kriege kulturlose, kriegerische Völker — ganz wie manche Völker heute — als Hilfstruppen.

[1]) Civitas solis, Francof. 1623 u. Ultraject. 1643 (S. 20, 26, 45 ff.).

[2]) Derselbe Campanella hat übrigens in einer gleichfalls während seiner vieljährigen Kerkerhaft verfaßten Schrift De monarchia hispanica den Plan eines viel realeren Idealstaats entworfen, der politisch sicher nicht ganz uninteressiert ist. Hier empfiehlt er nämlich eine Universalmonarchie unter dem Papst (sub auspiciis papae), die sich auf die spanischen Waffen stützen soll. Um den Widerstand der Deutschen zu brechen, empfiehlt er die Gründung philosophischer und mathematischer Schulen, „ut ejusmodi speculationibus juventus immergat potius quam haereticis studiis vacet" (ed. Francofurt. 1686, S. 233). Die transalpinen (d. h. deutschen) Theologen sollen nur mit Fragen der scientia naturalis beschäftigt werden, heißt es an anderer Stelle (S. 80). Auch die Beschäftigung mit der Herstellung von Kriegsmaschinen u. dgl. wird zur Ablenkung empfohlen, und die vorzüglichen Köpfe sollen durch reichliche Stipendien zur Beschäftigung mit Astrologie in der neuen Welt verlockt werden (lautis stipendiis ad astrologiam in Mundo novo exercendam pelliciantur). Auch verabsäumt er nicht zu empfehlen, Zwietracht unter den deutschen Fürsten zu säen.

[3]) Works, ed. John Toland, London 1700, S. 33 ff. Mit Oceana ist England selbst gemeint. Vgl. namentl. S. 123, 176, 191 ff.

eine Insel. Damit war das ganze Problem von vornherein auf die Verfassung bzw. die innere Politik beschränkt. Die schwierigen Probleme, die sich aus dem Verhältnis der Staaten untereinander ergeben, waren ausgeschaltet, der ewige Friede schon durch den glücklichen Zufall der insularischen Lage gewährleistet.

Auffällig kühl stand auch die Dichtkunst in diesen Jahrhunderten dem Gedanken des ewigen Friedens gegenüber. Nur sehr vereinzelt wird er noch erwähnt und ausgeführt, zuweilen bitter verspottet. Ich erinnere Sie nur beispielsweise an die höhnische Schilderung jenes Inselstaats in Shakespeares Sturm[1]), in dem Schwert, Pike, Messer, Kanone nicht existieren und alles faulenzt.

Bei den großen Vertretern der neueren Philosophie sucht man bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein ebenso vergeblich nach Erörterungen des Problems des ewigen Friedens. Bei Baco (1561—1626) von Verulam findet man einige sehr oberflächliche Ausführungen in einem unvollendeten Aufsatz „of an holy war"[2]), die schließlich darauf hinauslaufen, daß der Krieg gegen die Türken und andere von den Naturgesetzen gänzlich abgeartete („utterly degenerated from the laws of nature") Völker zulässig und sogar geboten sei. In seiner unvollendeten Utopie verfährt er ganz in der Weise der älteren Utopieverfasser. Die Nova Atlantis, wie er seinen Idealstaat auf experimentell naturwissenschaftlicher Grundlage nennt, wird schon von ihrem Begründer nach außen so vollständig abgeschlossen, daß Kriege ganz ausgeschlossen sind. Überhaupt tritt in ihr das moralische Moment gegenüber der technischen Vollendung sehr in den Hintergrund.

Leibniz (1646—1716) verspottete die Schrift des Abbé St. Pierre, aber nicht etwa wegen ihrer versteckten egoistischen Tendenz — diese

[1]) Akt 2, Szene 1: „all idle, whores and knaves" werden zusammenfassend die Einwohner dieses Idealstaates charakterisiert. In der übrigens sehr kurzen Schilderung des letzteren soll (!) Shakespeare aus den Essais von Montaigne geschöpft haben (ed. Le Clerc, Paris 1826, Bd. 2, S. 50, Livre I, ch. 30).

[2]) Works, London 1837, Bd. 1, S. 522 ff. Mit Bezug auf die Klagen der Engländer über die Verletzung der belgischen Neutralität ist auch Bd. 1, S. 276 interessant: „just fear of an imminent danger ... is a lawful cause of a war." Sehr charakteristisch sind ferner die Ausführungen in der Denkschrift über „the plantation in Ireland", insbesondere die Hervorhebung der Gefahr innerer Unruhen infolge der bei längerem äußeren Frieden eintretenden Übervölkerung.

scheint ihm ganz entgangen zu sein —, sondern wegen der Unausführbarkeit seines Vorschlags und wegen der Grabesruhe, die, wenn es zu einer Verwirklichung dieses Plans käme, eintreten müsse. St. Pierre hatte ihm sein Buch geschickt, und er antwortete ihm: „Je vous souhaite, monsieur, autant de vie, qu'il en faut pour gouter le fruit de vos travaux“ [1]).

Spinoza (1632—1677) wirft den Philosophen geradezu vor, daß ihre politischen Ansichten nur für Utopien und das goldene Zeitalter der Dichter brauchbar seien und will selbst die menschlichen Handlungen und Affekte weder belachen noch betrauern noch verabscheuen, sondern mit der Unbefangenheit des Mathematikers erforschen und verstehen [2]). Von diesem zunächst gewiß sehr bestechenden Standpunkt aus gelangt er begreiflicherweise zum Entwurf eines Staatswesens, in dem von dem ewigen Frieden keine Rede ist. Der Krieg ist für ihn ein Gegebenes wie etwa Unwetter, Gewitter und Kälte. Daher stellt er auch als fast selbstverständlich die Forderung der allgemeinen Wehrpflicht auf („omnes arma habere teneantur“) und macht die Aufnahme in die Zahl der Staatsbürger für jeden einzelnen davon abhängig, daß er zuvor den Militärdienst erlernt habe (exercitium militare didicerit) und verspricht, die militärischen Übungen zu bestimmten Jahreszeiten regelmäßig zu wiederholen (illudque signatis anni temporibus exercere pollicitus fuerit) [3]) — also etwa im Sinne einer Miliz, wie sie heute in der Schweiz besteht. Der Geist dieses Entwurfs geht u. a. z. B. sehr deutlich, soweit unsere Frage in Betracht kommt, aus der weiteren Bestimmung hervor, daß Löhnung für den Militärdienst im Frieden überhaupt nicht, zu Kriegszeiten aber nur an diejenigen ausgezahlt werden soll, die durch tägliche Arbeit ihren Lebensunterhalt erwerben, die Heerführer und sonstigen Offiziere aber auf die feindliche Beute beschränkt sein sollen [4]). Auch die letztere Vorschrift wird ganz ohne Rechtfertigung und Begründung gegeben, als könnte sie überhaupt gar

[1]) Nach Jähns, l. c., S. 263.

[2]) Tract. polit., cap. I, § 1 u. 4.

[3]) L. c., cap. VI, § 10 u. VIII, § 9. Die ersteren Bestimmungen beziehen sich auf den monarchisch, die letzteren auf den aristokratisch regierten Staat.

[4]) L. c., cap. VI, § 31. Vgl. auch § 35 u. VII, § 22.

keinen Anstoß erregen. Daher auch der furchtbare Satz Spinozas: Nicht nur die einzelnen Menschen sind im Naturzustande Feinde untereinander, sondern auch zwei Staaten sind von Natur Feinde. Ein Bündnis bleibt nur solange in Geltung, als ein Beweggrund zu dem Bündnis, nämlich die Furcht vor Verlust oder die Hoffnung auf Gewinn wirksam ist. „Klagt ein Staat, daß er von einem Verbündeten betrogen worden sei, so kann er nicht die Treulosigkeit des letzteren, sondern nur seine eigene Torheit verurteilen, daß er nämlich sein Heil einem anderen, der nur unter seinem eigenen Recht steht (sui juris est) und dem das Heil seines Reichs das höchste Gesetz ist, anvertraut hat [1])."

So anheimelnd uns einzelne der zuerst angeführten spinozistischen Gedanken [2]) anmuten, gerade weil sie als Vorausahnungen uns geläufiger Einrichtungen gelten können und weil sie auf ein gesundes Wirklichkeitsbewußtsein aufgebaut sind, so wird doch mancher von der Philosophie mit Recht mehr verlangen, als hier geboten wird. Haß und Krieg sollen als etwas unveränderlich Gegebenes, gewissermaßen rein naturwissenschaftlich hingenommen und höchstens zweckmäßig redigiert werden; die Möglichkeit einer Besserung wird überhaupt gar nicht in Erwägung gezogen. Sollte dies wirklich, müssen wir fragen, das letzte Wort der Philosophie sein? Verzichtete sie, wenn sie sich hierauf beschränkte, nicht eigentlich ganz auf ihre Stimme und dankte ab zugunsten einer naturwissenschaftlichen Soziologie, etwa im Sinne des Comteschen Positivismus?

Auch Kants großer Vorgänger, David Hume (1711—1776) führt uns noch keinen Schritt weiter. Er äußert sich wohl sehr verständig über das Gleichgewicht des Handels und das Gleichgewicht der Macht zwischen den Staaten Europas (balance of trade und balance of power) [3]) und verurteilt in energischen Ausdrücken die Handelseifersucht der engen, mißgünstigen englischen Politik, aber

[1]) L. c., cap. III, § 14 Über die Feindschaft der Staaten s. auch Tract. theolog. polit., cap. XVI (ed. Ginsberg, Leipzig 1877, S. 174).

[2]) Vgl. z. B auch die Bemerkungen über die Gefahren langen Friedens Tract. polit., cap. X, § 4—6.

[3]) Essays moral, political and literary, Part II, N° 5 u. 7.

[4]) L. c., Essay N° 6 (Philos. Works, Boston-Edinb., Vol. III, S. 363). Hume spricht von narrow and malignant politics und schließt mit den Sätzen:

die Idee eines vollkommenen Staates, die er selbst in einem besonderen Essay[1]) entwickelt, bezieht sich ausschließlich auf die innere Politik und ignoriert das Verhältnis zu anderen Staaten und damit das Friedensproblem vollständig. Das goldene Zeitalter der Zukunft ist auch für Hume nur eine nichtige Phantasie („idle fiction")[2]). Alle Regeln der Billigkeit und Gerechtigkeit hängen nach Hume von den besonderen Bedingungen ab, unter denen die Menschen leben, und entspringen aus menschlichen Konventionen, die vom Nützlichkeitsstandpunkt aus getroffen werden[3]). Die Beobachtung der Gerechtigkeit ist zwar auch für Staaten in ihrem Verkehr untereinander nützlich, aber doch nicht durch eine so starke Notwendigkeit geschützt wie im Verkehr der einzelnen Individuen miteinander; die moralische Verpflichtung ist der Nützlichkeit proportional[4]). Hier gähnt offenbar dieselbe Lücke wie bei Spinoza, und wieder erhebt sich die Frage: wirklich nichts weiter?

Noch weniger philosophische Bedeutung haben die gelegentlichen Auslassungen der sogenannten Enzyklopädisten[5]) über den ewigen Frieden. Sie liefen schließlich doch nur auf deklamatorische Lobpreisungen hinaus, die von Friedrich dem Großen in einem Totengespräch zwischen dem Prinz Eugen, Marlborough und dem Fürsten Liechtenstein[6]) geschickt verspottet wurden. Die Philosophie schien

„I shall therefore venture to acknowledge, that, non only as a man, but as a British subject, I pray for the flourishing commerce of Germany, Spain, Italy, and even France itself. I am at least certain that Great Britain, and all these nations, would flourish more, did their sovereigns and ministers adopt such enlarged and benevolent sentiments towards each other." Vgl. auch ibid. S. 371.

[1]) L. c., Part II, No 16 (S. 546 ff.).

[2]) Treatise of human nature, Book III, Part II, Sect. 2 (Vol. II, S. 260).

[3]) An inquiry conc. the principles of morals, Sect. 3 (Vol. IV, S. 249).

[4]) L. c., Sect. 4 (IV, S. 269; vgl. auch II, S. 346).

[5]) So namentlich Rousseau in der Schrift „Extrait du projet de M. l'abbé de Saint-Pierre", Genève 1761 (in den Œuvres politiques, Paris 1821, S. 109 abgedruckt unter dem Titel Projet de paix perpétuelle und Jugement sur la paix perpétuelle). Es scheint, daß Rousseau sich nicht auf einen Auszug aus dem Werk von St-Pierre beschränkt hat, sondern auch allerhand Änderungen vorgenommen hat. Bemerkenswert ist, daß Rousseau die egoistische Tendenz des alten Plans Heinrichs IV. vollkommen durchschaute (S. 192). Voltaire verfaßte ein spöttisches Epigramm auf St-Pierre.

[6]) Werke, Bd. 6, Berlin 1913, S. 241. Insbesondere wird die von Mathe-

endgültig versagt zu haben. Ihre ganze damalige Entwicklungsrichtung, die wir jetzt kurz als Rationalismus bezeichnen, mit der einseitigen Hervorhebung des Verstandesmäßigen, schien jede Rückkehr zu dem Problem des ewigen Friedens auszuschließen.

Da trat Kant im Jahre 1795 mit seiner Abhandlung „zum ewigen Frieden“ hervor. Derselbe Kant, der als der hervorragendste Vertreter der rationalistischen Philosophie gelten kann, derselbe Kant, der fünf Jahre vorher in einem Aufsatz über Schwärmerei und die Mittel dagegen alle schwärmerischen Phantasien scharf verurteilt hatte, entwickelte jetzt selbst den Plan eines ewigen Friedens. Die Schlacht, die für die Philosophie schon halb verloren schien, ward wieder zum Stehen gebracht. Über die tiefe Kluft, vor der Spinoza und Hume stehen geblieben waren und an der die Enzyklopädisten nur deklamiert hatten, schien nun doch eine Brücke möglich.

Da ich überzeugt bin, daß Kants Gedanken über den ewigen Frieden auch heute noch in ihrem Kern zutreffend sind und mehr Bedeutung und Beachtung beanspruchen können als Friedenskongresse u. dgl. m., so gestatten Sie mir wohl Ihnen den Gedankengang Kants etwas ausführlicher auseinanderzusetzen. Dabei will ich gleich auch die Ausführungen Kants in den zwei Jahre später (1797) erschienenen metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre mitberücksichtigen. Es ist dies um so mehr geboten, als der Kantsche Grundgedanke hier noch wesentlich reiner und klarer hervortritt. Überhaupt ist ein richtiges Verständnis desselben nur aus dem Gesamtzusammenhang der Kantschen Lehre möglich [1]). Seltsame Mißverständnisse, die der Kantschen Schrift bis zum heutigen Tage in großer Zahl — vor allem, aber nicht ausschließlich bei Militärschriftstellern — widerfahren sind, erklären sich größtenteils aus einem Mangel an Kenntnis und Berücksichtigung der Beziehung des Friedensgedankens zu allgemeineren Lehren Kants [2]). Andererseits sei aus-

matikern beherrschte französische Republik der Zukunft verspottet, in der alles der Integralrechnung unterworfen und so der ewige Friede ohne Heer herbeigeführt wird (S. 245).

[1]) Nach Abfassung dieser Schrift ist mir eine Abhandlung von Katzer (Kantstudien, 1915, Bd. 20, S. 146) bekannt geworden, in der Kants Ansichten über den Krieg sehr vollständig zusammengestellt sind.

[2]) Hat doch z. B. ein angesehener Autor, der Jurist K. v. Stengel, behauptet,

drücklich schon jetzt hervorgehoben, daß der Kantsche Friedensgedanke nicht etwa mit dem ganzen philosophischen System Kants steht und fällt. Nur mit ganz bestimmten einzelnen allgemeinen Sätzen des Kantschen Systems hängt er untrennbar zusammen, während andere Sätze seines Systems nur die spezielle Formulierung des Friedensgedankens beeinflußt haben — zum Teil sogar in ungünstiger Weise — und daher wohl zum Verständnis der speziellen Formulierung unentbehrlich, aber für den entscheidenden Grundgedanken gleichgültig sind.

Zunächst sei betont, daß Kant die Vorteile und speziell auch die ethischen Lichtseiten des Krieges durchaus nicht verkennt. In einer Schrift aus dem Jahre 1786 über „den mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte" [1]) spricht er davon, daß „die größten Übel, welche gesittete Völker drücken, uns vom Kriege, und zwar nicht so sehr von dem, der wirklich oder gewesen ist, als von der nie nachlassenden und sogar unaufhörlich vermehrten Zurüstung zum künftigen, zugezogen werden", fügt dann aber hinzu, daß der Krieg trotzdem „auf der Stufe der Kultur, worauf das menschliche Geschlecht noch steht, ein unentbehrliches Mittel ist, diese noch weiter zu bringen", und daß „nur nach einer (Gott weiß wann) vollendeten Kultur ein immerwährender Friede für uns heilsam sein würde". Daher kann Kant auch in seiner Kritik der Urteilskraft im Jahre 1788 [2]) von dem Krieg als einer Triebfeder sprechen, „alle Talente, die zur Kultur dienen, bis zum höchsten Grade zu entwickeln", und dem „Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, etwas Erhabenes" zugestehen. Er fügt sogar ausdrücklich hinzu, daß „ein langer Friede den bloßen Handelsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volkes zu erniedrigen pflege." Also Kant gibt zu, daß den Greueln des Krieges auch Vorteile gegenüberstehen und der ewige Friede nur bei einer vollkommenen Kultur unbedingt segenbringend ist.

man werde unwillkürlich zu der Annahme gedrängt, daß Kants Schrift einen stark ironischen Beigeschmack habe. Im Hinblick auf die sonstigen Kantschen Schriften ist eine solche Annahme ganz unhaltbar.

[1]) Hartensteinsche Ausg., 1867, Bd. IV, S. 327. Auch alle folgenden Zitate beziehen sich auf diese Ausgabe.

[2]) V, 446 u. 270.

Aber auch in einem zweiten Punkt müssen wir von vornherein Kants Gedanken vor Mißverständnissen schützen: Kant betrachtet den ewigen Frieden selbst als eine „unausführbare Idee". So sagt er selbst wörtlich in den metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre im Jahre 1797[1]). Das „letzte Ziel des ganzen Völkerrechts" — so nennt er den ewigen Frieden — ist als solches unerreichbar. Ganz derselben Ansicht war er aber auch schon in früheren Jahren. An der vorhin angeführten Stelle aus dem Jahre 1786 sagt er gleichfalls, daß erst durch eine „Gott weiß wann vollendete" Kultur ein immerwährender Friede möglich sein werde. In dem tiefsinnigen Aufsatz „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" vom Jahre 1784, der wohl den ersten Keim des Kantschen Gedankens vom ewigen Frieden enthält, bezeichnet er die Idee eines „allgemeinen weltbürgerlichen Zustandes", in dem auch der Krieg verschwunden sein würde, geradezu als „Chiliasmus"[2]). „Man sehe," sagt er, „die Philosophie könne auch ihren Chiliasmus haben." Hin und wieder mag Kant infolge einer bei ihm nicht ungewöhnlichen Nachlässigkeit der formellen Darstellung so gesprochen haben, als könne doch in absehbarer Zeit eine Verwirklichung des ewigen Friedens erwartet werden; seine wahre Meinung — darüber lassen die angeführten Stellen und vor allem die Zusammenhänge mit Kants Grundlehren keinen Zweifel — ist, daß der ewige Friede ein unerreichbares Ideal ist.

Hier werden Sie mir nun, schon bevor wir auf den Inhalt des Kantschen Gedankens selbst eingehen, alsbald einwenden: also ist die Kantsche Idee eben doch auch nur eine Schwärmerei, eine müßige Phantasie, wie Hume sagte! Diese Auffassung wäre durchaus unrichtig, gerade als Idee ist der ewige Friede von größter praktischer, nicht nur von theoretischer Bedeutung. Mit dem Nachweis dieses Satzes erfassen wir den Grundgedanken Kants. Kant selbst sagt von seinem Gedanken, „er sei nichts weniger als schwärmerisch". Er gibt uns nämlich eine Regulative für die kontinuierliche Annäherung an den ewigen Frieden. Die Idee des ewigen Friedens „kann, obgleich nur sehr von weitem, selbst beförderlich werden", ihn herbeizuführen[3]).

[1]) VII, 168.
[2]) IV, 153. Vgl. diesen Vortrag oben S. 60.
[3]) VII, 168; IV, 153.

Der Schwärmer will den ewigen Frieden sofort oder zu einer bestimmten Zeit verwirklichen, Kant verlangt nur eine langsame, stetige Annäherung an den ewigen Frieden und stellt als Leitidee für diese Annäherung eben die Idee des ewigen Friedens selbst auf. Wir bilden diese Phantasievorstellung, um den richtigen Weg einzuhalten. Sie gibt uns die politischen und — wie ich hinzusetze — ethischen Grundsätze an die Hand, welche wenigstens eine Annäherung mit Sicherheit verwirklichen können.

Und hier werden Sie mir wieder in das Wort fallen und bedenklich fragen: ist denn auch nur eine solche Annäherung überhaupt möglich, ist nicht schon der Gedanke einer solchen Annäherung schwärmerisch? Auch diesen Einwand hat Kant vorausgesehen und bereits beantwortet. Die Natur selbst garantiert nach Kant diese Annäherung [1]). Der Mechanismus der menschlichen Neigungen selbst, sucht Kant zu zeigen, führt dazu, den Krieg schließlich doch einzuschränken, „wir mögen wollen oder nicht". Die Sicherheit dieser Garantie von seiten der Natur reicht zwar nicht aus, um das zukünftige Eintreten des ewigen Friedens theoretisch bestimmt vorauszusagen, genügt aber, um das praktische Hinarbeiten auf den ewigen Frieden als nicht aussichtslos zu rechtfertigen [2]). Wir müssen uns, ebenso wie wir die Existenz Gottes und eines Sittengesetzes nicht theoretisch beweisen können, sondern nur als ein Postulat unserer praktischen Vernunft aufstellen, auch die Natur als Vorsehung denken, d. h. annehmen, daß sie auf einen objektiven Endzweck gerichtet ist, so überschwänglich dieser Gedanke auch theoretisch sein mag. Dann müssen wir aber auch den ewigen Frieden oder wenigstens die Annäherung an denselben dank dieser Vorsehung für möglich halten. Das Streben nach dem ewigen Frieden ist nicht nur ein theoretisches Pflichtgebot, sondern auch ein praktisch ausführbares.

Lassen Sie uns an dieser Stelle einen Augenblick einhalten, bevor wir Kant weiter folgen! Gerade diese letzte Überlegung Kants

[1]) Z. ew. Frieden, VI, 427 ff., namentl. 435.

[2]) Ich habe bei dieser Umschreibung des Schlusses von Zusatz 1 der Kantschen Abhandlung absichtlich einige Worte abgeändert, weil mir die Kantsche Fassung seinen eigenen Gedanken, wie er ihn vorher entwickelt hat, nicht ganz scharf zu entsprechen scheint.

ist eine derjenigen, von denen ich Ihnen sagte, daß sie nur aus seinem ganzen System verständlich sind, aber für den Kantschen Grundgedanken des ewigen Friedens nicht unerläßlich sind. Wir bedürfen dieser Garantie von seiten einer als Vorsehung gedachten Natur nicht unbedingt. Wir verlangen überhaupt nicht einmal eine mehr oder weniger große „Sicherheit" für jene Annäherung an den ewigen Frieden, wir begnügen uns mit der Möglichkeit einer Annäherung. Damit sind wir bereits gegen den Einwand der Schwärmerei gedeckt. Die Überzeugung aber von einer solchen Möglichkeit gründen wir einerseits auf die historische Tatsache, daß trotz der Häufigkeit der Kriege doch auch längere Friedenszeiten vorgekommen sind, und vor allem auf die psychologische[1]) Einsicht, daß die Idee des ewigen Friedens als solche wohl imstande zu sein scheint bei einer steigenden Zahl von Menschen Eingang zu finden, und daß dies die gehoffte Annäherung zur Folge haben muß.

Inhalt und Bedeutung bekommt die Leitidee des ewigen Friedens, die nunmehr als nicht-utopisch nachgewiesen ist, nun aber erst durch ihren Zusammenhang mit der Idee der Pflicht. Solange man den ewigen Frieden nur als ein „psychisches Gut", als einen wünschenswerten Wohlfahrtszustand des einzelnen Staates auffaßt, muß das Streben nach dem ewigen Frieden immer wieder in Konflikt mit anderen Wohlfahrtszwecken des einzelnen Staates kommen und bei dieser Konkurrenz allenthalben sehr oft den Kürzeren ziehen. Der Gedanke des ewigen Friedens muß aus dieser Gleichordnung mit den speziellen Wohlfahrtszwecken herausgehoben und über sie gestellt werden. Dies kann aber nur geschehen, wenn wir die Herbeiführung des ewigen Friedens unabhängig von allen Wohlfahrtszwecken schlechthin als eine Pflicht anerkennen. Wie der kategorische Imperativ von dem einzelnen fordert: „handle so, daß du wollen kannst, der Grundsatz deines Handelns solle ein allgemeines Gesetz werden", so soll auch das Handeln der Staaten von einem ähnlichen kategorischen Imperativ beherrscht werden: unabhängig von allen speziellen Zwecken und etwaigen speziellen Folgen soll nur der Gedanke an eine allmeine Rechtspflicht die Handlungen der Staaten bestimmen. Kant nennt dies auch kurz den „reinen Begriff der Rechtspflicht". Nur

[1]) Hier kehrt Kants „Mechanismus der Neigungen" wieder.

auf dem Boden dieses Begriffes ist eine Annäherung an den ewigen Frieden möglich. Nur wenn dieser Begriff einer allgemeinen, von allen speziellen Zwecken unabhängigen Rechtspflicht zur Herrschaft gelangt, und in dem Maß, wie er zur Herrschaft gelangt, kann sich der ewige Friede verwirklichen. Die Leitidee des ewigen Friedens fällt mit dem moralischen Leitgesetz zusammen. Damit ergibt sich die praktische Folgerung: „trachtet allererst nach dem Reiche der reinen praktischen Vernunft und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch euer Zweck, die Wohltat des ewigen Friedens, von selbst zufallen".

Die Grundgedanken Kants habe ich Ihnen damit auseinandergesetzt. Kant ist jedoch noch einen Schritt weiter gegangen und hat in seiner Abhandlung zum ewigen Frieden spezielle politische Grundsätze aufgestellt, welche sich aus dieser Leitidee des ewigen Friedens ergeben. Diese politischen Grundsätze bezeichnet er als Präliminarartikel und definitive Artikel. In der zweiten Auflage ist sogar noch ein „Geheimartikel" hinzugekommen. Meines Erachtens hat man bei Beurteilung der Kantschen Friedensidee fast durchweg auf diese speziellen Formulierungen in Artikeln viel zu viel Gewicht gelegt und dann allzuleicht den soeben entwickelten Hauptgedanken übersehen[1]). Ja manche Autoren glaubten Kants Idee widerlegt zu haben, indem sie die einzelnen Artikel angriffen. Es ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch, daß Kant in seinem späteren großen Werke, den metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre die Artikel gar nicht erwähnt, aber den Grundgedanken sehr klar ausspricht.

Ich will Ihnen daher auch die einzelnen Artikel nur ganz kurz anführen. Der erste Präliminarartikel lautet: es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Krieg gemacht worden. Der zweite erklärt: es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß) von

[1]) Ich bestreite übrigens gar nicht, daß Kant zu solchen Mißverständnissen selbst Anlaß gegeben hat, u. a. namentlich schon dadurch, daß er die Artikel an die Spitze der Abhandlung gestellt hat und den Grundgedanken erst hinterher entwickelt. Auch ist zuzugeben, daß Kant die Bedeutung und den Wert der Artikel erheblich überschätzt hat. Wir haben aber das Recht und die Pflicht, das Wertvolle in Kants Gedanken herauszusuchen, auch wenn Kant selbst es nicht gebührend hervorgehoben hat.

einem anderen Staat durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können, der dritte: stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören, der vierte: es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden, der fünfte: kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Staates gewalttätig einmischen, endlich der sechste: es soll sich kein Staat im Kriege mit einem anderen solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen, als da sind Anstellung der Meuchelmörder, Giftmischer, Brechung der Kapitulation, Anstiftung des Verrats in dem bekriegten Staat usf.

Gegen diese Präliminarartikel läßt sich in der Tat außerordentlich viel einwenden. Vor allem sind sie bei ihrer kleinen Zahl viel zu speziell und erscheinen daher willkürlich herausgegriffen. Wichtige Grundsätze sind offenbar ganz übersehen. Ferner nimmt man Anstoß an dem überwiegend negativen Charakter: es sind, wie Kant selbst sagt, objektiv lauter Verbotgesetze. Selbst für die Präliminarartikel wäre eine positivere Fassung erforderlich gewesen. Auch wird man die Zweckmäßigkeit einzelner Artikel, wie dies oft geschehen ist, direkt anfechten können.

Man kann nicht sagen, daß die Definitivartikel von diesen Mängeln frei sind oder gar die Mängel der Präliminarartikel beseitigen. Es sind ihrer drei. Der erste verlangt: „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch sein". Dabei ist zu bemerken, daß Kants „Republikanismus" nichts mit dem republikanischen Staat in unserem prägnanten Sinne zu tun hat und die Demokratie geradezu ausschließt, dagegen in der repräsentativen Regierungsform verwirklicht ist[1]). Die Begründung dieser Forderung, d. h. der Nachweis, daß ein solcher Republikanismus die einzige Regierungsart ist, die zum ewigen Frieden hinführen kann, will ich Ihnen hier nicht wiedergeben. Sie ist jedenfalls in manchen Punkten sehr anfechtbar. Vor allem aber betrifft dieser Definitivartikel nur

[1]) Als charakteristisches Merkmal des Republikanismus gibt K. die „Abtrennung der ausführenden Gewalt von der gesetzgebenden" an (VI, 418). Den Gegensatz zum Republikanismus bildet nach Kant der „Despotismus", und die Demokratie ist nach seiner Auffassung stets despotisch.

eine Vorfrage der inneren Verfassung des einzelnen Staates, die gegenüber der Frage nach den Sicherungsmaßregeln zur Erhaltung des Friedens von Staat zu Staat doch nur nebensächlich ist.

Viel bedeutsamer ist der zweite Definitivartikel: „Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein". Gerade dieser Artikel ist sehr oft mißverstanden worden, namentlich hat man zuweilen geglaubt, daß Kant die Selbständigkeit der einzelnen Staaten habe beseitigen wollen. Tatsächlich sagt er etwa das Gegenteil. Allerdings führt er aus, daß „nach der Vernunft" nur ein „Völkerstaat" uns aus dem gesetzlosen allgemeinen Kriegszustand befreien könnte, aber er fügt ausdrücklich hinzu, daß die einzelnen Staaten bei ihrer Auffassung des Völkerrechts niemals in eine Beschränkung ihrer Souveränität[1]) durch einen Völkerstaat einwilligen würden, und daß daher statt eines Völkerstaats, statt „der positiven Idee einer Weltpolitik" nur das „Surrogat" eines „Friedensbundes" in Betracht komme. Damit ist eben der im zweiten Definitivartikel geforderte „Föderalismus" gemeint. Dieser Bund hat nur den Zweck der Abwehr des Krieges und soll, indem er sich immer mehr ausbreitet, diesem Zweck näher und näher kommen. Wir werden alsbald sehen, daß die moderne Friedensbewegung größtenteils gerade die Forderung dieses Kantschen Artikels zu ihrem ausschließlichen Ziel gemacht hat, leider zum Teil auf Kosten des viel wichtigeren Grundgedanken Kants.

Zuvor lassen Sie uns nur kurz noch den dritten Definitivartikel erwähnen. Er lautet: „Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein." Seine Auslegung und Begründung ist auffällig unklar. Man könnte zunächst glauben, Kant wolle damit den Völkerstaat — die Weltrepublik — wenigstens insofern zur Geltung kommen lassen, als er im Verkehr der Staaten ein allgemeines Besuchsrecht[2]) festsetzt, und beschränke nun eben aber die Ähnlichkeit des Friedensbundes mit dem Völkerstaat ausdrücklich auf dies eine Recht. Dann aber folgen fast nur Erörterungen über den Mißbrauch dieses Rechts bei der Gründung von Handelskolonien usf., so daß man glauben könnte, Kant wolle nicht denjenigen

[1]) Kant braucht das Wort „Majestät".

[2]) Schutz vor feindlicher Behandlung bei Besuchen.

schützen, der andere Staaten besucht, sondern den Staat bzw. das Volk schützen, das besucht wird. Ich glaube, daß man bei dieser Sachlage den ganzen dritten Artikel ohne Nachteil preisgeben kann und die Regelung dieser Besuche von Staat zu Staat ebenso wie zahllose andere, von Kant nicht berücksichtigte internationale Beziehungen gerade vom Standpunkt der Kantschen Idee den Vereinbarungen des „Friedensbundes" — falls es überhaupt zu einem solchen kommt — überlassen muß.

Der geheime Artikel zum Kantschen ewigen Frieden[1]) ist zu charakteristisch, als daß ich ihn ganz übergehen möchte. Er lautet nämlich: „Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rate gezogen werden." Sie werden erstaunt fragen: will hier Kant etwa — wenn er auch nicht gerade wie Plato in seinem Idealstaat die Philosophen an die Spitze des Staates stellt — ihnen doch wenigstens eine Stelle gewissermaßen als beratende Minister zuweisen? Von einer solchen Forderung ist Kant weit entfernt. Er verlangt nur, daß man die Philosophen „frei und öffentlich über die allgemeinen Maximen der Kriegsführung und Friedensstiftung" reden lasse. Da es für den Staat „verkleinerlich", gewissermaßen genierlich sei, bei Untertanen — wozu die Philosophen gehören — Belehrung einzuholen, solche Belehrung aber doch sehr ratsam sei, solle der Staat zwar nicht die Initiative ergreifen und die Philosophen um ihre Meinung fragen, sondern sie stillschweigend dazu auffordern; für eine stillschweigende Aufforderung genüge aber die bloße Erlaubnis zum Sprechen, da dann die Philosophen schon von selbst sprechen würden, wenn man es ihnen nur nicht verbiete. Daher wird auch der Artikel als geheim behandelt, da der Staat es für seine Würde bedenklich finden muß, seine Ratsbedürftigkeit einzugestehen. Ausdrücklich sei hervorgehoben, daß Kant nicht etwa im Kriege, sondern vor dem Kriege diese bescheidene Rolle für den Philosophen beansprucht und auch lediglich das Reden über die „allgemeinen Maxime", nicht die Erörterung über einzelne Fragen des speziellen Kriegs und Friedens im Auge hat. Eine solche eingeschränkte Freiheit der Philosophen erscheint ihm ebenso nützlich wie

[1]) VI, 435.

ungefährlich. „Daß Könige philosophieren oder Philosophen Könige würden," sagt er, „ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen, weil der Besitz der Gewalt das freie Urteil der Vernunft unvermeidlich verdirbt." Daß aber Könige oder königliche Völker die Klasse der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist für jene nicht nur unentbehrlich, sondern auch unbedenklich, da die Klasse der Philosophen ihrer Natur nach der „Rottierung" und „Klubbenverbündung" unfähig ist. Es mag dahingestellt bleiben, ob Kant in dem letzten Punkt die Klasse der Philosophen — wenigstens im weiteren Sinne — nicht als zu harmlos beurteilt; es mag auch dahingestellt bleiben, ob immer und auch gerade in unserer Zeit alle Philosophen in ihren Auslassungen immer die philosophische Ruhe und Würde gewahrt haben: jedenfalls glaube ich, daß auch manche von Ihnen die beratende und mahnende Stimme der Philosophen nicht ganz aus dem Rat der Völker und Staatsmänner ausschalten möchten. Vor allem weist aber dieser Geheimartikel uns nochmals bestätigend eindringlich darauf hin, daß Kant wirklich das Hauptgewicht auf die allgemeinen Maximen, die allgemeine Regulative durch die Idee des ewigen Friedens legt.

Der Eindruck, den Kants Schrift machte, war trotz der hereinbrechenden schweren Kriegs- und Revolutionszeit außerordentlich groß. Die erste Auflage von 1500 Exemplaren war in wenigen Wochen vergriffen. Schon im folgenden Jahre — 1796 — erschien eine zweite Auflage. Sehr viele weitere folgten. Auch Übersetzungen wurden späterhin in größerer Zahl veröffentlicht, eine verstümmelte französische schon im Jahre 1795, eine von Kant selbst kontrollierte im Jahre 1796. Überwiegend waren die Beurteilungen günstig [1]. Auch die philosophische Literatur der nächsten Jahre ließ den Einfluß der Schrift deutlich erkennen. In Schellings [2]) „Staat der Staaten"

[1]) Vgl. Paul Meyer, Die Idee des ewigen Friedens bei Kants Zeitgenossen, Wissenschaftl. Beil. z. Jahresber. d. Luisenstädt. Gymn. zu Berlin, 1903, namentl. S. 9 (Rezension Fichtes).

[2]) System des transzendentalen Idealismus, Tübingen 1800, S. 411 (Sämtl. Werke, 1858, Bd. 3, S. 586): „Es ist also an kein sicheres Bestehen auch nur einer einzelnen, wenn schon der Idee nach vollkommenen Staatsverfassung zu denken, ohne eine über den einzelnen Staat hinausgehende Organisation, eine Föderation aller Staaten, die sich wechselseitig untereinander ihre Verfassung

und Krauses[1]) „einem Gottesstaat oder Gottstaat" kehrt der Kantsche Gedanke in etwas veränderter Gestalt wieder.

Dann aber kam die Welle der napoleonischen Kriege, die alle anderen Interessen verschlang. Teils kümmerte man sich inmitten aller Kriegsnot überhaupt gar nicht mehr um solche philosophische Fragen, teils geriet man sogar mehr und mehr, selbst unter den Philosophen, in eine Verherrlichung oder wenigstens Rechtfertigung des Krieges hinein. Der Glorienschein, der den Befreiungskrieg der unterdrückten Völker umwob, wurde oft nur allzurasch auf den Krieg überhaupt übertragen. Fichte mußte in damaliger Zeit des Freiheitskampfes Beifall finden, wenn er begeistert für seinen „wahrhaften" Krieg eintrat[2]) und diejenigen verhöhnte, denen das

garantieren . . ." Dazu soll eben ein „Staat der Staaten" und für Streitigkeiten „ein allgemeiner Völkerareopag" begründet werden. Schellings oft angeführten, schon von Jean Paul angegriffenen Ausspruch von dem fast göttlichen Recht des Eroberers betrachte ich als eine mehr vorübergehende Entgleisung.

[1]) K. Chr. Fr. Krause, Das System der Rechtsphilosophie, Leipzig 1874 (aus dem handschriftl. Nachlaß herausgegeben, 2. Reihe, II). Die Abfassung ist wahrscheinlich kurz vor Ausbruch oder während der Freiheitskriege erfolgt. Am wichtigsten sind die Auslassungen S. 345 über den Gottesstaat. S. 348 kommt Krause dem Kantschen Grundgedanken sehr nahe. Vgl. auch S. 504 über die Erde als höchstes Vaterland u. Deutsche Bltr., Bd. 4, 9. VI. 1814, Nr. 142 ff.

[2]) So in dem nach seinem Tode (1814) aus dem Nachlaß herausgegebenen Werk „Die Staatslehre oder über das Verhältnis des Urstaates zum Vernunftreiche" (in Bd. 4 der sämtl. Werke, namentl. Abschnitt 2, S. 401 ff. Über den Begriff des wahrhaften Krieges). Dasselbe muß während des Krieges geschrieben sein, da F. vom „gegenwärtigen" Kriege spricht. Der wahrhafte aber eigentliche Krieg ist nach diesem Werk nicht der Krieg der Herrscherfamilien, sondern des Volkes zum Schutze der allgemeinen Freiheit und der Freiheit eines jeden einzelnen. In seinen früheren, von ihm selbst herausgegebenen Werken kommt F. gelegentlich zu Äußerungen, die viel mehr teils an Dante, teils an Kant anklingen. So heißt es in der „Bestimmung des Menschen" (zuerst erschienen im Jahre 1800, Sämtl. Werke, Bd. 2, S. 271): „Es ist die Bestimmung unseres Geschlechts, sich zu einem einigen, in allen seinen Teilen durchgängig mit sich selbst bekannten, und allenthalben auf die gleiche Weise ausgebildeten Körper zu vereinigen." Demgemäß spricht er andererseits — im Gegensatz zu seinen Ausführungen in den Reden an die deutsche Nation — von „jenen sonderbaren Verbindungen, die das vernunftlose Ohngefähr zusammengebracht, und welche man Staat nennt." S. 274 äußert er: „Durch die Errichtung dieses einigen wahren Staates, diese feste Begründung des innerlichen Friedens, ist zugleich der auswärtige Krieg, wenigstens mit wahren Staaten, seiner Möglichkeit nach abgeschnitten." Vgl. auch Staatslehre, Bd. 4, S. 598. Auch bezeichnet er in

Leben das erste, der Besitz das zweite ist und für die der eigene Staat erst an dritter Stelle kommt. Für das langsame Hinarbeiten nach fernen philosophischen Idealen boten jene Jahre der raschen Tat keinen Boden. Es bedurfte gar nicht einer Gegenschrift, die im Jahre 1813 ein sächsischer Oberst v. Rühl ohne Verständnis für Kants tiefen Grundgedanken gegen Kant veröffentlichte[1]), um der Kantschen Schrift allen Einfluß zu rauben. Die Zeitereignisse begruben sie vollständig.

Die Dichtkunst zog erst recht mit fliegenden Fahnen in das Lager des Krieges hinüber. Das Einerlei des goldenen Zeitalters und des ewigen Friedens bot keine poetischen Reize mehr. Schon das Altertum hatte sie erschöpft. Der Krieg mit seiner Begeisterung, seinem Hervortreten der Persönlichkeiten, ja gerade auch mit seiner Tragik bot unendlich viel fruchtbarere Stoffe[2]). Selbst Goethe scheint einen Augenblick aus seinem klassischen Frieden aufgeschreckt zu werden. Faust und Helena haben „die Vergangenheit hinter sich getan". Sie weilen auf Arkadiens seligem Grund, wo das „Wohlbehagen erblich" ist. Da ruft ihnen Euphorion zu: „Träumt ihr den Friedenstag? Träume, wer träumen mag. Krieg ist das Losungswort! Sieg! und so klingt es fort." Wie ganz anders klingen diese Sturmrufe als die Verse des Tasso und der Prinzessin über das goldene Zeitalter in der Dichtung desselben Goethe aus den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts (II, 1)! Selbst Jean Paul wurde seiner Kriegserklärung gegen den Krieg untreu und rühmte ihn jetzt — wenn auch unter manchen Vorbehalten — als die „stärkende Eisenkur der Menschheit, und zwar mehr des Teils, der ihn leidet, als des, der ihn führt[3])".

dem älteren Werk (S. 278) die Beseitigung der Kriege ausdrücklich als erreichbar. Jedenfalls ist es nicht zulässig, wie es öfters geschieht, jene älteren Auslassungen Fichtes einfach zu ignorieren. Zu einer einheitlichen Ansicht ist F. offenbar nicht gelangt.

[1]) Fr. Schlegels Deutsches Museum, 1813, Bd. 3, S. 158 u. 177, Apologie des Krieges, besonders gegen Kant.

[2]) Vgl. die Worte, die Schiller in der Braut von Messina, also im Jahre 1802, einem aus dem Chor in den Mund legt (I, 8).

[3]) Friedenspredigt an Deutschland, Heidelberg 1808, S. 74. Auch die im Jahre 1817 erschienenen „Politischen Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche", die größtenteils schon 1810—1812 veröffentlicht worden waren,

Die dem Freiheitskrieg folgende Zeit der heiligen Allianz war dem Gedanken des Kantschen ewigen Friedens erst recht nicht günstig. Nun konnte man sogar glauben, durch den Krieg so etwas wie einen ewigen, wohl balancierten Frieden gewonnen zu haben, und sich darauf beschränken, ihn bequem zu genießen. Der Friede war zwar etwas faul und morsch, aber das bemerkte man damals kaum, oder darum kümmerte man sich wenigstens nicht. Der Krieg war rehabilitiert, und der gegenwärtige Friede wurde von der Mehrzahl um so sorgloser und gedankenloser genossen. Zum Überfluß kam die Philosophie und hing der Lehre von der generellen Berechtigung des Krieges noch den logischen Modemantel um. Hegel, der schon im Jahre 1802 die Notwendigkeit des Krieges logisch nachzuweisen versucht hatte [1]), erklärte jetzt in seiner Rechtsphilosophie den Krieg für das „Moment, worin die Idealität des Besonderen ihr Recht erhält und Wirklichkeit wird" [2]). Mit diesem Mißbrauch der Logik war der Krieg glücklich ein notwendiger Bestandteil des herrschenden metaphysischen Systems geworden.

Die wenigen, die wirklich einen Blick für das damalige Friedenselend hatten, wußten kein anderes Heilmittel als wieder einen Krieg. Den ergreifendsten Ausdruck fand diese verzweifelte Stimmung in den Versen Lenaus [3]):

atmen bei allem Humor vielfach fast kriegerischen Geist. Vgl. auch die von Ernst Foerster herausgegebenen Politischen Nachklänge, Heidelberg 1832, S. 113ff. Früher hatte Jean Paul zeitweise für einen ewigen Frieden unter napoleonischer Ägide geschwärmt. — Die „Kriegs-Erklärung gegen den Krieg" ist als drittes Stück der „Dämmerungen für Deutschland" (Bd. 25, S. 89 der Sämtl. Werke, 1860—62) erschienen.

[1]) Über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts usf., Krit. Journ. d. Philos., 1802/3, Bd. 2 (Werke, Bd. 1, S. 321): „Diese Beziehung von Individualität zu Individualität" (d. h. des einzelnen Volkes zu anderen) „ist ein Verhältnis, und darum eine gedoppelte; die eine die positive, das ruhige, gleiche Nebeneinanderbestehen beider im Frieden: die andere die negative, das Ausschließen einer durch die andere; und beide Beziehungen sind absolut notwendig . . ." (Bd. 1, S. 372).

[2]) Grundlinien der Philosophie des Rechts, Berlin 1821, Werke, Bd. 8, namentl. S. 332 u. 339. „Der Krieg als der Zustand, in welchem mit der Eitelkeit der zeitlichen Güter und Dinge, die sonst eine erbauliche Redensart zu seyn pflegt, Ernst gemacht wird, ist hiermit das Moment, worin die Idealität des Besonderen ihr Recht erhält und Wirklichkeit wird . . ."

[3]) Man vergleiche damit etwa das Cronegksche Gedicht auf den Frieden,

Friede ist ein falscher Engel,
Unkraut wuchert auf zu Wäldern,
Steuern wachsen auf den Feldern
Mehr als Korn und Weizenstengel.
Friede hat das Menschenleben
Still verwahrlost, sanft verwüstet;
Wie er seiner Tat sich brüstet!
Alles hängt voll Spinneweben.
Ha! nun fährt der Krieg dazwischen;
Klafft und gähnt erst manche Wunde,
Gähnt man seltner mit dem Munde,
Kampf und Tod die Welt erfrischen.

(Der kriegslustige Waffenschmied.)

Damit war — nicht historisch, wohl aber philosophisch betrachtet — der tiefste Stand erreicht. Der gedankentiefe Versuch Kants hatte über die Kluft, vor der Spinoza, Leibnitz u. a. stehen geblieben waren, hinüberführen wollen. Jetzt war dieser Versuch vergessen oder mißverstanden. Die Philosophie hatte doppelt versagt. Vor Kant fand sie keinen Weg zum ewigen Frieden, jetzt erklärte sie sogar einen solchen Weg für überflüssig und erkannte die ewige Berechtigung des Krieges in optima forma höchstselbst an. Den einen erscheint der Krieg als eine logische Notwendigkeit, den anderen als die zur Verwirklichung irgend eines Fortschritts empirisch notwendige Form des Kampfes ums Dasein [1]). Damit werden wir wieder vor die Frage gestellt: hat damit wirklich die Philosophie ihr letztes Wort gesprochen, muß sie wirklich trotz Kant mit diesem traurigen Zugeständnis abdanken?

In der Tat hat die Philosophie der letzten 100 Jahre den Kantschen Gedanken nicht wieder aufgenommen. Trotzdem ist die

das um 1750 verfaßt ist, oder die wohl um 1800 verfaßte Ode von Wessenberg auf den Krieg oder Tiedges Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf („einen Lorbeerkranz verschmähn, ist edel!"), um die Umwandlung in dem Geist der deutschen Dichtung anschaulich vor sich zu haben, die in dieser Beziehung mit und nach den Freiheitskriegen eingetreten ist. Andererseits drückt die Klage Juvenals: „nunc patimur longae pacis mala" (Lib. II, Sat. 6, 292) einen ähnlichen Gedanken wie das Lenausche Gedicht aus.

[1]) So z. B. Cousin in seinem Cours de l'histoire de la philos. moderne.

Friedensbewegung wieder erwacht, aber fast ganz unabhängig von dem Kantschen Gedanken. Es war eben schlechterdings ausgeschlossen, daß gegenüber dem unverkennbaren Massenelend der modernen Kriege jede Reaktion ausblieb. Es bietet nun das größte Interesse, kurz zu verfolgen, wie sich diese modernen Friedensbestrebungen zu dem Kantschen Gedanken verhalten, namentlich worin sie sich von ihm unterscheiden, und objektiv zu prüfen, ob sie oder der Kantsche Gedanke mehr verspricht.

Der erste Apostel der neueren Friedensbewegung[1]) war der nordamerikanische Schmied und Quäker Elihu Burritt (1810 bis 1879). Er wirkte namentlich durch Wanderpredigten und Zeitschriften wie The peace of brotherhood und The peace advocate. Die, wie es scheint, ziemlich ausgeprägte religiöse Färbung und Tendenz dieser amerikanischen Bewegung ging bei ihrer Übertragung nach Europa sehr bald völlig verloren. Die Freihändler Cobden (1804 bis 1865) u. a. gründeten eine Gesellschaft der Friedensfreunde, welche lediglich aus humanen Gründen eine Beseitigung der Kriege, und zwar auf rein politischem Wege erstreben wollte. Cobden selbst empfahl als zweckmäßigstes Mittel zur Herbeiführung des ewigen Friedens den Freihandel[2]). Diese einseitige handelspolitische Richtung herrschte nur kurze Zeit. Man begnügte sich dann lange Zeit mit der Veranstaltung internationaler Friedenskongresse, die ihrerseits über die zweckmäßigsten Mittel zur Herbeiführung des internationalen Friedens beraten sollten. Der erste dieser Kongresse tagte 1848 in Brüssel. Im Jahre 1907 war er zum erstenmal seit Gründung des Reichs in Deutschland — in München — versammelt. Im ganzen herrschten die Vertreter der Balkanstaaten, der romanischen und slavischen Länder vor. Dazu kamen dann weiterhin seit 1889 die von England angeregten interparlamentarischen Konferenzen

[1]) Eine Peace Society bestand in England schon seit 1816, in New York seit 1815. Die Gesellschaft der amerikanischen Friedensfreunde wurde 1826 von Worcester und W. Channing, die Société de la paix in Genf 1841 vom Grafen Sellon gestiftet. Die erste deutsche Friedensgesellschaft wurde 1850 in Königsberg gegründet; erst 1892 bildete sich die noch jetzt bestehende deutsche Friedensgesellschaft.

[2]) Diesen Gedanken hatte Emmery de la Croix in einer Schrift „Le nouveau Cynée" schon im 17. Jahrhundert vertreten (nach Jähns).

der interparlamentarischen Union. Auch wurde ein internationales Friedensverbandsbureau mit dem Sitz in Bern gegründet.

Von allen allgemeinen philosophischen Gedanken hielten sich die Bestrebungen mehr und mehr fast geflissentlich fern. Sie steckten sich vielmehr durchweg unmittelbare bestimmte rein politische Ziele und versuchten diese in der Gegenwart zu verwirklichen. Abrüstung oder wenigstens Einschränkung der Rüstungen nach internationaler Übereinkunft, Einrichtung von internationalen Schiedsgerichten, wie sie schon Cobden befürwortet hatte, u. dgl. m. standen ganz im Vordergrund der Bestrebungen[1]). Ab und zu regte sich auch wieder der Gedanke, den ewigen Frieden durch eine engere politische Verbindung aller Staaten oder wenigstens der europäischen herbeizuführen. So schlug z. B. Bluntschli[2]), der in seiner Lehre vom modernen Staat bereits das Ideal des Weltstaats als „Idee der Zukunft" aufgestellt hatte, einen europäischen Staatenbund vor. Im Ganzen traten aber solche Vorschläge[3]) zurück gegenüber dem dem Zeitgeist besser angepaßten Bestreben, wenigstens vorläufig greifbare, in der Gegenwart erreichbare Ziele zu verfolgen.

Sie wissen, daß diese moderne Bewegung dann neuerdings eine erhebliche Unterstützung von seiten der Regierungen gefunden hat. Sie wurde gewissermaßen offiziell legitimiert. Nachdem schon Napoleon III. im Frühjahr 1863 alle europäischen Staatsoberhäupter zu einem Kongreß behufs friedlicher Erledigung aller Streitfragen ein-

[1]) Von den mit der modernen Friedensbewegung vielfach zusammenhängenden Bestrebungen, die Schrecken des Krieges zu mildern — Genfer Konvention usf. —, sehe ich hier ab. So äußerst notwendig und segensreich dieselben sind, dienen sie doch schwerlich zu einer Verminderung der Kriege. Es bleibt geradezu zweifelhaft, ob nicht die Kriege um so leichtfertiger begonnen werden, je mehr ihre extremsten Schrecken und Nachteile gemildert werden.

[2]) 1. Teil, Allg. Staatslehre, 5. Aufl., Stuttgart 1875 (1. Aufl. 1852), S. 33 ff. und Gegenwart, 1878, Bd. 13, Nr. 6, 8 u. 9 (S. 81 ff.), Die Organisation des europäischen Staatenvereins.

[3]) Einen sehr detaillierten Entwurf eines europäischen Staatenbundes hat namentlich auch Lorimer (Edinburg) veröffentlicht (Revue de droit international, Gent 1877, Ref.). Er sieht u. a. ein internationales Parlament mit dem Sitz in Konstantinopel vor. Bluntschli befürwortet in seinem „europäischen Staatenverein", der aus 15 Staaten bzw. Staatengruppen bestehen soll, neben einem „Bundesrat" und einem „Repräsentantenhaus" einen vom Kollegium der Großmächte gebildeten „Vollziehungsausschuß".

geladen hatte — übrigens wohl nicht ganz ohne egoistische Beweggründe[1]) —, trat auf Veranlassung des Zaren Nikolaus II. im Jahre 1899 die erste offizielle internationale Friedenskonferenz zusammen. In dem vorausgehenden Friedensmanifest im August 1898 berief sich der Zar sogar ausdrücklich auf die Kantsche Schrift. Ich brauche Ihnen die Tätigkeit dieser und der zweiten Konferenz im Jahre 1907 an dieser Stelle nicht darzulegen. Auch die Ergebnisse sind Ihnen bekannt. Sie beschränken sich im wesentlichen auf die sehr bedingte Annahme von Schiedsgerichten vor Beginn eines Krieges, Milderung der Kriegsgebräuche und Einsetzung eines internationalen Oberprisengerichts. Eine wesentliche Förderung des allgemeinen Friedensgedankens wurde nicht erzielt.

Der tiefgehende prinzipielle Unterschied aller dieser Bestrebungen und der Kantschen Idee liegt klar zutage. Die moderne Friedensbewegung ist im wesentlichen eine politisch-juristische. Sie hofft den Krieg durch die Fortentwicklung des Völkerrechts und politische Vereinbarungen zu beseitigen. Ein allgemeiner philosophischer Leitgedanke fehlt ihr ganz. Sie geht lediglich von dem unabhängig von jeder Philosophie feststehenden Satze aus, daß eine Beseitigung der Kriege aus vielen Gründen dringend wünschenswert ist. Ganz anders Kant. Wir sehen zwar, daß auch er einzelne bestimmte politische Vorschläge macht, aber zugleich ergab sich, daß das Wesentlichste und Wertvollste nicht in diesen speziellen „Artikeln" liegt, sondern in dem Grundgedanken: breitet, um zum ewigen Frieden zu gelangen, den von allen Zwecken unabhängigen, reinen Gedanken einer allgemeinen Rechtspflicht aus. Bei den modernen Friedensbestrebungen juristisch-politische, hier bei Kant ethisch-philosophische Ziele, dort als Träger die einzelnen Staaten, hier die ganze Menschheit, dort ganz bestimmte, unmittelbar wirksame, öffentliche Maßregeln, hier anscheinend sehr unbestimmte, in ihren Wirkungen kaum verfolgbare, gewissermaßen unsichtbare, innere Tätigkeiten!

[1]) Darauf deuten wenigstens zwei wohl unter Napoleons Einfluß entstandene Flugschriften. Die zweite, „La paix par la guerre", 1869 erschienen, sucht, wie ich aus dem Werke von Jähns entnehme, nachzuweisen, daß Frankreich den ewigen Weltfrieden werde herstellen können, sobald es durch einen letzten Krieg die Rheingrenze erlangt habe.

Lassen Sie uns nach dieser Gegenüberstellung zum Schluß nun, unserem anfänglichen Vorsatz getreu, die praktische Bedeutung und den praktischen Wert dieser beiden heute allein noch in Betracht kommenden Wege zum ewigen Frieden abwägen und vergleichen! Sind vielleicht beide aussichtslos oder, wenn doch eine Aussicht sich eröffnet, von welchem der beiden Wege haben wir mehr zu erhoffen? Nicht auf theoretischem Wege kann diese Frage entschieden werden, sondern nur durch die Erfahrung, d. h. in diesem Fall durch die Geschichte. Was lehrt diese nun?

Zunächst möchten wohl die meisten von Ihnen den modernen juristisch-politischen Friedensbestrebungen mit ihren Abrüstungs- und Schiedsgerichtsvorschlägen, vielleicht sogar mit ihren Staatenverbindungen den Vorzug geben. Der Kantsche Gedanke erscheint gegenüber diesen positiven, fast greifbaren Plänen nebelhaft verschwommen. Unserem realistischen, praktischen Zeitalter muß er geradezu unsympathisch sein. Und doch glaube ich, daß die Geschichte und gerade die neueste Geschichte mit furchtbarem Ernst für den allgemeinen Kantschen Gedanken eintritt. Friedenskongresse und Friedenskonferenzen, Abrüstungs- und Schiedsgerichtsvorschläge, auf welche Optimisten noch vor wenigen Jahren so überschwängliche Hoffnungen setzten, haben gründlich versagt. Da rechnete man schon aus und war stolz, daß in vergangenen Jahrhunderten ebensoviel Jahre Krieg getobt habe als im letzten Jahrhundert Monate. Man behauptete bestimmt zu wissen, daß künftige Kriege weniger blutig sein würden. Jede gelegentliche Friedensäußerung eines Staatsmannes wurde als bedeutsamer Fortschritt gebucht. Wohin sind alle diese Hoffnungen und alle diese Fortschritte? In 15 Monaten sind sie von Grund aus zerstört.

Gewiß tauchen jetzt mitten im Kriege schon wieder neue Vorschläge im Sinne der modernen Friedensbewegung auf. Man kommt wieder auf den Gedanken eines allgemeinen oder wenigstens eines europäischen Staatenbundes zurück. Im Haag hat sich ein Komitee gebildet „Der europäische Staatenbund“, welches in seinen Flugblättern gerade im Hinblick auf den jetzigen Weltkrieg als einziges Rettungsmittel die Vereinigung der europäischen Staaten zu einem Staatenbund oder Bundesstaat fordert. Der verdiente Professor der

Philosophie an der holländischen Universität Groningen, Heymans, einer der Leiter dieses Komitees, beruft sich in einem solchen Flugblatt auf die Verhältnisse in Bundesstaaten wie in Deutschland, in der Schweiz, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, „innerhalb deren“ — ich zitiere wörtlich — „mit der Möglichkeit des Krieges, zugleich auch jede Veranlassung zum Kriege aufgehört habe“ [1]). Ja, ist denn der Bruderkrieg im Jahre 1866 nur ein Traum gewesen? Ist der Sonderbundskrieg der Schweiz im Jahre 1847 eine Erfindung der Historiker? Steht der Krieg der nordamerikanischen Südstaaten gegen die Nordstaaten in den Jahren 1861 bis 1865, der über 500000 Menschen hingerafft haben soll, etwa nur auf dem Papier? Man kann sich kaum entscheidender selbst widerlegen.

Oder sollen wieder Abrüstungs- und Schiedsgerichtsvorschläge gemacht werden? Ich bin weit davon entfernt, sie für gänzlich nutzlos zu halten. Ich glaube sogar, daß man unter dem Eindruck des jetzigen Krieges, der trotz aller solcher Bemühungen eingetreten ist, die Bedeutung solcher Maßnahmen jetzt häufig etwas unterschätzt. Aber eines zeigt die Geschichte allerdings demjenigen, der überhaupt historisch sehen will und kann, mit einer erschütternden Deutlichkeit: alle diese Vorschäge müssen bei dem jetzigen ethischen Niveau eines großen Teils der Menschen doch in vielen Fällen vollständig versagen. Der Krieg der Nordstaaten gegen die Südstaaten entbrannte, obwohl stehende Heere dort damals kaum existierten. Schiedsgerichte erweisen sich, wie Geffcken [2]) einmal ausgeführt hat, nur dann als möglich, wenn es sich um Streitfragen handelt, die irgendwie eine juristische Formulierung gestatten, und gerade solche Streitfragen sind relativ selten und für die Entstehung der Kriege im ganzen von untergeordneter Bedeutung.

Die Geschichte hat ihr Urteil gesprochen. Der jetzige Krieg bestätigt es in der sinnenfälligsten Weise. Die moderne Friedensbewegung ist kein auch nur einigermaßen ausreichendes oder wirksames Mittel, um die Kriege zu beseitigen. Es ist genau das eingetreten, was Kant gewissermaßen vorausgesagt hat. Der Friedens-

[1]) Flugblatt Nr. 2, betitelt „An die Bürger der kriegführenden Staaten“, S. 7.
[2]) Nach v. Holtzendorff, Die Idee des ew. Völkerfriedens, Berlin 1882.

zweck allein genügt nicht, er muß trotz aller zu seiner Verwirklichung ergriffenen Maßnahmen unterliegen, wenn er in Konkurrenz mit den ihm gleichgestellten speziellen egoistischen oder egozentrischen Interessen der einzelnen Staaten tritt.

Wenn somit die moderne Friedensbewegung nicht erfüllen kann, was sie verspricht, verlohnt es sich doch vielleicht, bevor wir an jeder Lösung des Problems verzweifeln und den ewigen unverminderten Krieg hinnehmen, noch einmal den allgemeinen Kantschen Gedanken — nicht die Kantschen Spezialartikel — abzuwägen. Vorhin haben wir nur ganz im allgemeinen festgestellt, daß seine Verwirklichung nicht unmöglich ist. Lassen Sie uns jetzt den ernstesten und strengsten Maßstab, den des jetzigen Krieges anlegen! Versagt auch der Kantsche Gedanke bei dieser Prüfung? Darauf müssen wir bestimmt mit nein antworten. Für den Kantschen Gedanken sind keine Kongresse und Konferenzen gehalten, keine Gesellschaften und Zeitschriften gegründet, er ist selten richtig erkannt, meist mißverstanden und verspottet worden. Er konnte also in diesem Krieg gar nicht auf die Probe gestellt werden. Wir können vom Standpunkt des Kantschen Gedankens geradezu sagen: dieser und noch mancher andere Krieg muß kommen, weil das Bewußtsein einer allgemeinen Rechtspflicht, welches Kant der Leitidee des ewigen Friedens zugrunde legt, sich nur äußerst langsam unter den Menschen ausbreiten kann. Das Reich der praktischen Vernunft, wie es Kant nannte, muß erst erheblich größer geworden sein, damit seine Wirkung in einer Verminderung der Kriege erkennbar wird.

Hat nicht gerade der jetzige Krieg gezeigt, daß eine der wesentlichen Wurzeln des Kriegs bei dem Angreifer die ungerechte Begehrlichkeit ist? Und wendet sich der Kantsche Gedanke nicht gerade gegen diese Begehrlichkeit? gegen jene cupiditas, die schon Dante in seiner Abhandlung über die Universalmonarchie mit den schärfsten Worten als die Anstifterin der Kriege angeklagt hat? Die Bereicherungssucht hat gerade heute sich schrankenloser als jemals entwickelt. Nicht Lebensinteressen des englischen Volkes, sondern Gewinninteressen eines relativ kleinen Kreises englischer Firmen haben England zum Kriege getrieben und damit den allgemeinen Krieg entfesselt. Und zeigt nicht der Lebensmittelwucher in unserem eigenen Lande, wie erschreckend

groß die Begehrlichkeit, wie unendlich schwach der reine Gedanke der Rechtspflicht bei vielen Menschen ist? Kann man bei einem solchen ethischen Tiefstand erwarten, daß der Gedanke des ewigen Friedens schon jetzt etwas leistet?

Freilich mutet uns Kant eine lange und schwere Arbeit zu. Jeder einzelne soll und muß mitarbeiten und zwar, was am schwersten ist, vor allem zunächst an sich selbst. Wir sollen den Gedanken einer allgemeinverbindlichen, von allen Erwägungen des Vorteils unabhängigen Rechtspflicht bei uns, bei unseren Kindern, Schülern, Freunden, Lesern, Hörern entwickeln. Wie unendlich leicht ist es — hiermit verglichen — Reden wie Victor Hugo und Garibaldi auf Friedenskongressen zu halten und Beschlüsse über Schiedsgerichte und Abrüstungen zu fassen! Aber die Schwierigkeit jener unsichtbaren langsamen Arbeit braucht uns nicht zu schrecken. Sie ist dafür vor allen jenen Zufälligkeiten und Zwischenfällen sicher, von welchen alle jene anderen Bestrebungen bedroht sind. Die Arbeit muß nur eben getan werden.

Sie werden mir wahrscheinlich einwenden: was hilft mir diese Selbsterziehung zur Rechtspflicht, wenn der Russe, der Franzose und der Engländer, wenn allenthalben die Ungebildeten nicht mittun? Dieser Einwand ist nichtig. Niemand kann so naiv sein zu glauben, daß schon in absehbarer Zeit die Kriege verschwinden oder auch nur wesentlich seltener werden. Kant selbst spricht geflissentlich nur von einer kontinuierlichen Annäherung an den ewigen Frieden. Wir haben also noch viele Jahrhunderte der Kriege vor uns. In dieser langen Zeit kann jene Selbsterziehung sich allenthalben ausbreiten. Es muß nur jeder vor seiner Schwelle beginnen. Ferner setzt freilich dieser Kantsche Gedanke eine höhere Bildungsstufe voraus, aber ich bitte Sie auch zu bedenken, daß nicht von dem französischen, englischen, russischen Bauer, Handwerker und Arbeiter der erste Antrieb zum Kriege ausgeht. Antrieb und Entscheidung zum Kriege liegen in den meisten Fällen, wenn es sich um Angriffskriege handelt, bei den Gebildeten. Gerade bei diesen muß und kann also die Arbeit jederzeit sofort einsetzen.

Damit fällt auch ein weiterer Einwand, der von den Verfechtern des Krieges gern und gegen gewisse Friedensbewegungen mit Recht

erhoben wird. Wir können ihn etwa im Sinne dieser Schriftsteller folgendermaßen formulieren: wir sollen uns also zur Rechtspflicht erziehen und wohl gar uns alles gefallen lassen, während das Nachbarvolk bei seinem Staatsegoismus bleibt und uns alles zumuten darf. Damit wird der Kantsche Gedanke völlig mißverstanden. Kein Volk muß oder darf auch nur vom Standpunkt des Kantschen Gedankens ein wirkliches Recht preisgeben. Kant preist geradezu das Volk, das seine Rechte verteidigt. Gilpin schlug auf einem Friedenskongreß den Engländern vor, im Fall eines damals drohenden Einfalls der Franzosen diesen unbewaffnet entgegenzugehen und ihnen die geforderten Summen freiwillig zu geben; dann würden sich die Franzosen, meinte Gilpin, schon schämen und beschämt nach Hause zurückkehren. Vom Kantschen Standpunkt wäre ein solches Verfahren ganz ebenso lächerlich wie vom Standpunkt des eingefleischtesten Kriegsvertreters. Ebensowenig verlangt der Kantsche Gedanke von uns etwa, daß wir, wie Virchow in seinem bekannten Antrag im Jahre 1869 es einst ausdrückte, mit gutem Beispiel vorangehen und mit der Abrüstung beginnen. Solange das Bewußtsein der Rechtspflicht bei dem Nachbarvolke noch nicht in entsprechendem Grade entwickelt ist, haben wir nicht die geringste Veranlassung, demselben Gelegenheit zu einer Rechtsverletzung an unserem Staate zu geben. Wir haben das Recht und die Pflicht, uns gegen jeden Rechtsbruch zu verteidigen und die Verteidigung gegen jeden drohenden Rechtsbruch vorzubereiten, — auch durch stehende Heere. Erst in demselben Maße, in dem das Bewußtsein der Rechtspflicht auch jenseits unserer Grenzen sich ausbreitet, kann mit einer Einschränkung dieser Vorbereitungen begonnen werden. Und selbstverständlich ist dies alles gegenseitig.

Die Reihenfolge kehrt sich also gewissermaßen um: nicht zuerst Abrüstungen und Schiedsgerichte und Verbindungen der Staaten, sondern zuerst ethische Weiterentwicklung und dann alle jene Maßregeln, welche schon unzählige Male angeraten und beschlossen worden sind. Erst dann bieten diese letzteren Aussicht auf Erfolg, wenn jene erstere weiter vorgeschritten ist. Vom Standpunkt des Kantschen Standpunktes sind also Schiedsgerichte, Abrüstungsanträge u. dgl. durchaus nicht etwa zu verwerfen, sondern nur als relativ un-

wesentlich und verfrüht zu bezeichnen: sie mußten und müssen vorläufig erfolglos bleiben, weil ihnen das ethische Fundament noch fehlt.

Dringend möchte ich Sie allerdings bitten, die Forderung Kants nicht etwa ganz allgemein auf sog. „ethische Kultur" zu beziehen. Es handelt sich bei dem Kantschen Gedanken nicht um so unbestimmte Begriffe, sondern um den ganz bestimmten Gedanken einer allgemeinen Rechtspflicht[1]). Wir sollen uns unbeschadet unserer Vaterlandsliebe zugleich als Glieder einer allgemeinen Völkerrechtsvereinigung fühlen. Die ethische Kultur gibt uns an sich noch keinen Hinweis auf eine solche allgemeine, über die Grenzen unseres Staates hinausgehende Rechtspflicht. Sie gibt uns keinen Anhalt in dem Konflikt zwischen Vaterlandsliebe und Weltbürgerpflicht. Kant verlangt, daß wir das Sittengesetz von den einzelnen Personen auch auf die Staaten ausdehnen und für die Ausbreitung dieser Ausdehnung wirken. Ethische Kultur wäre schließlich auch ohne jedes Staatsleben möglich. Es ist daher eine bestimmte Richtung der ethischen Kultur, die von Kant für den ewigen Frieden bzw. die Annäherung an denselben verlangt wird. Man kann sich den Kantschen Gedanken nicht ohne ethische Kultur denken, sehr wohl aber diese ohne jenen. Der Kantsche Gedanke geht noch in einer bestimmten Richtung über den Gedanken einer allgemeinen ethischen Kultur hinaus.

Zugleich verspricht Kants Leitidee einen Anhalt in dem Streit zwischen Vaterlandsliebe und allgemeinem Rechtsgefühl. Gerade darin liegt das Sieghafte des Kantschen Gedankens, daß er einen tragischen Konflikt zwischen Vaterlandsliebe und allgemeinem Rechtsbewußtsein schließlich unmöglich macht. Mit der allgemeinen Ausbreitung des Kantschen Gedankens fällt die Gelegenheit zu einem solchen Konflikt weg. In der Gegenwart freilich, solange der Kantsche Gedanke noch so wenig Anhänger gefunden hat, bleiben uns solche Konflikte nicht erspart. Hier kann die Notwendigkeit der Entscheidung wirklich zu einem tragischen Schicksal führen. Daß in einem solchen Konflikt die Entscheidung zugunsten der näheren Pflicht gegenüber dem Vaterland ausfallen muß, brauche ich als selbstverständlich

[1]) Verwandte Gedanken finden Sie bei Jerusalem, Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre, Stuttgart 1915 (namentl. in Abschnitt 5 u. 6).

hier nicht auszuführen. In dem Maße, wie der Kantsche Gedanke sich ausbreitet, werden und müssen solche Konflikte seltener werden.

Schließlich werden Sie mich fragen, ob denn nicht vom Kantschen Standpunkt aus ganz bestimmte, greifbare, praktische Vorschriften für unser Verhalten im Interesse jener Ausbreitung des Reiches der praktischen Vernunft gegeben werden können. Hierauf ist selbstverständlich mit ja zu antworten. Die Unsichtbarkeit jener Tätigkeit, von der ich vorhin sprach, bezieht sich nur darauf, daß das äußere Hervortreten in Kongressen, Gesellschaften u. dgl. keine wesentliche Rolle spielt. Negativ können wir diese Vorschriften zunächst dahin formulieren: der Kantsche Gedanke verlangt nicht von uns, daß wir irgendwie unsere nationale Eigentümlichkeit preisgeben oder abschleifen, er verlangt nicht von uns, daß wir die Unterschiede unseres Volkes gegenüber anderen Völkern überkleistern, erst recht verlangt er nicht von uns, daß wir von Weltbürgertum u. dgl. schwärmen. Dagegen verlangt er positiv von uns, daß wir jedes politische und soziale Unrecht mit Wort, Schrift und Tat bekämpfen. Die allgemeine schrankenlose Bereicherungssucht gilt jetzt vielen, sofern sie nicht mit dem Strafgesetz in Konflikt kommt, als zulässig und selbstverständlich. Von Kants Standpunkt ist sie dies weder im Leben des einzelnen noch im Leben der Staaten. Von Kants Standpunkt ist sie eine der wesentlichsten Wurzeln der Kriege. Positiv verlangt der Kantsche Gedanke von uns, daß wir freimütig unsere Stimme erheben, wenn der eigene Staat im Begriff steht, ein Unrecht zu begehen. Er fordert ferner von uns, daß wir die Geschichte nicht nur als eine Geschichte der Macht, sondern auch als eine Geschichte des Rechts auffassen und Recht und Unrecht in der Geschichte unparteiisch anerkennen. Ich überlasse es Ihrem Urteil, ob der heutige Geschichtsunterricht der Jugend in allen Ländern, ja auch nur in einem einzigen Lande der Kantschen Forderung entspricht, ob nicht überhaupt der Geschichtsunterricht sich viel zu einseitig auf nackte Tatsachen der äußerlichen Schicksale der Völker bezogen hat. Ebenso frage ich Sie selbst, ob die Presse, die für die meisten Erwachsenen die einzige übrigbleibende Lehrmeisterin ist, neben dem vaterländischen Gedanken nicht auch den Kantschen Gedanken einer politischen Rechtspflicht vertreten müßte und könnte.

Es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum nicht auf diesem Wege — wenn auch sehr langsam — doch eine Annäherung an den ewigen Frieden erreicht werden könnte. Das eiserne Zeitalter des Hesiod kann so unter der Führung des Kantschen Gedankens schließlich doch überwunden werden und einem sechsten friedlichen Zeitalter Platz machen.

Steinmetz, Dr. S. Rud. Die Philosophie des Krieges. XVI, 352 Seiten. 1907. M. 7.—, geb. M. 7.80

Deutsche Literaturzeitg.: Das Buch fragt nach dem bleibenden Wert des Krieges. Es unterscheidet sich von den einschlägigen populären Schriften durch seine Gediegenheit und Gründlichkeit, von den moral-philosophischen Erörterungen desselben Gegenstandes durch seine umfassende empirische Grundlage.

Del Vecchio, Dr. Giorgio. Die Tatsache des Krieges und der Friedensgedanke. Nebst zwei Anhängen. Nach der zweiten Auflage aus dem Italienischen übersetzt von Richard Pudanz. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Otfried Nippold. VII, 100 Seiten. 1913. M. 3.—, geb. M. 3.80

Literaturblatt zu Streffleurs Militär. Zeitschr.: Wir sehen hier den Friedensgedanken von rein rechtsphilosophischer Seite her beleuchtet und aufgefaßt, keine Moralpaukerei, kein Gewinsel und daher — ein philosophisch tiefschärfender, sehr objektiv erbrachter Beweis, daß der Kriegsgedanke an sich ein rechtlich vollkommen einwandfreier, ja ein gesunder ist. Vom Wesen des Krieges ausgehend, die verschiedenen Theorien des Friedensgedanken beurteilend und meist verurteilend, zeigt Del Vecchio auch die nützlichen Folgen des Krieges und zeigt, daß die schädlichen nicht überwiegen.

Münsterberg, Prof. Dr. Hugo. Amerika und der Weltkrieg. Ein amerikanisches Kriegstagebuch. 306 Seiten. 1915. M. 2.40, geb. M. 3.—

Schlesische Zeitung . . . Die fesselnde literarische Eigenart dieser von reichem philosophischen und ethischem Gehalt erfüllten Stimmungsbilder und Betrachtungen hat ihnen in Amerika eine unerwartet weite Verbreitung verschafft, und die deutsche Ausgabe, die den Genuß des Buches jedem bei uns zugänglich macht, muß gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt willkommen geheißen werden . . . In welchem Lichte aber Amerika eigentlich vor der ganzen Welt dasteht, das kennzeichnen einige Ausführungen im letzten Aufsatz. Danach lassen die Alliierten, obgleich sie von der amerikanischen Stellungnahme gegen Deutschland den Hauptnutzen ziehen, in ihren Zeitungen und Zeitschriften dennoch erkennen, daß sie sehr geringe sittliche Sympathien mit Amerikas Handlungsweise haben, weil sie in dessen ganzer Politik nur selbstische Beweggründe sehen.

Hahn, Dr. med., Gerhard. Totentanz 1914/15. Aus dem Skizzenbuch eines Feldarztes. Mit 17 Abbildungen aus Holbein „Totentanz" und Schlüter „Masken". 96 Seiten. 1915. M. 1.—

Vossische Zeitung: Holbeins Totentanzbilder und Schlüters Masken der sterbenden Krieger aus dem Zeughause schmücken das hübsche, kleine Buch, das aus dem Riesenreigen da und dort ein Einzelschicksal heraushebt — und sie sind mehr als eine zufällige Beigabe. Sie sollen die Stimmung des Ganzen geben und geben sie auch, nur daß man ihren Geistreichtum vergißt über der Summe von Leid, die sich schon auf diesen wenigen Seiten spiegelt. Aus Einzelzügen wächst in starker Anschaulichkeit ein Bild des Krieges — oft erschütternd in der schlichten Ruhe, mit der Furchtbares hingestellt und hingenommen wird. Das kleine Buch verdient Beachtung.

Czerny, Karl von. Deutsch-ungarische Beziehungen. Mit einem Vorworte des Königl. ungarisch. Ministerpräsidenten Grafen Stefan Tisza. 32 Seiten. 1915. M. —.50

Die beste Empfehlung für das vorliegende Schriftchen dürfte wohl sein, daß es die Würdigung und ein Vorwort des ungarischen Ministerpräsidenten Tisza gefunden hat. Das Büchlein beabsichtigt, das Band von Liebe und Patriotismus, welches Deutsche und Ungarn vereinigt, enger zu knüpfen und zu einer dauernden Verbrüderung der beiden Völker mit beizutragen.

Köhler, … ische Umschau
in den … de. XI u. II,
766 S… eb. M. 12.—

Deutsch … k scheint mir
ein beachte… innerhalb der
Kreise „mo… s abdrückt und
auch über … Fülle von Zi-
taten bew… der sich über
die wichtig… iösen) Lebens
orientieren… isreichen und
lebenserfa… ser, Gießen.

Eisler, … der neueren
Theori… Dasein. VI,
217 S… geb. M. 5.20

Der de… e Darstellung
all der ne… des Dualis-
mus, des … chen Paralle-
lismus. … er nicht. Er
führt eine … rallelistischen
Monismu… m geschichtlich
und kritisch… so zu halten,
daß auch … tändnis lesen
kann. Nel… hrlich, der sich
eine eigen… ilden will.

Schultz, … halten an der
Kgl. U… r. Hermann
Beye… geb. M. 6.60

Medlz… eren fein ge-
schliffener … hat der ver-
storbene … sicht über die
Forschung … gegeben.

Müller-… sie. Psycho-
logisch… Ästhetik und
Erken… geb. M. 9.—

Das … diskutabeln
neueren … mmenfassung
gibt es bis… or allem aber
entwickelt … ie schon nach
den bisher … nden hat. In
den Kapiteln über die Phantasie hat er auch ästhetische Probleme behandelt, sowie die moderne Erkenntnistheorie, Pragmatismus, Mach, Avenarius, Philosophie des „Als-Ob“ diskutiert und psychologisch ausgenutzt. So hofft er einen Leserkreis zu interessieren, der weit hinaus geht über die psychologischen Fachkreise, zumal seine Darstellung auch leicht verständlich und vor allem individual-psychologisch gehalten ist, was von der Kritik als höchst wertvoll und eigenartig gepriesen wurde.

Mühlhausen, Pfarrer **Rudolf. Kriegsreden.** I. Teil: **Der Sturm bricht los!** 2. Auflage. 144 Seiten. 1914. II. Teil: **Im Morgenrot des deutschen Tags.** 152 Seiten. 1915. III. Teil: **Deutsche Türmerlieder.** 160 Seiten. 1915. Jeder Band leicht kartoniert (Feldpostausgabe) M. 2.—, geb. M. 2.50

Protestantenblatt: Deutsche Psalmen möchte man diese Reden nennen. Aus den bewegten Tiefen eines glühenden deutschen Herzens quillt der Sieg hervor. Deutscher Stolz, deutsche Treue, deutsches Lieben und Zürnen singt hier das Lied von des echten Deutschtums Herrlichkeit. Möchten die Reden viele lesen und, wenn sie es noch nicht sind, stolz darauf werden, Deutsche zu sein.

